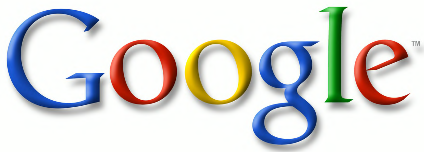


ufruhr



hin Verlag München

Aufruhr / Fünfzehn Geschichten



Aufruhr

Fünfzehn Geschichten

Herausgegeben von

Viktor Mann



1 · 9 · 1 · 9

Delphin-Verlag München

Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn

Vorwort

Fünfzehn Erzählungen, Novellen und Romanausschnitte verschiedener Autoren sind in diesem Buche aneinandergereiht, die — so grundverschieden sie auch voneinander sein mögen — eines gemeinsam haben: Die aufrührerischen, revolutionären, gewaltsamen Gedanken und Taten.

Wohlverstanden: es sind nicht durchwegs Geschichten von den großen „offiziellen" Revolutionen, und ich erhebe auch keineswegs Anspruch darauf, gerade das „Typischte" ausgewählt zu haben, was die Literatur über die im Buche behandelten Zeiten, Ereignisse oder Zustände hervorgebracht hat — nein — sondern aus der großen Menge der Geistesprodukte ähnlicher Art habe ich bunt herausgegriffen, was mir persönlich wert ist. So entstand die Reihe.

Muß ich nun in der Einleitung den Begriff „Aufruhr" geistreich sezieren? Muß ich in wohlgefügten Worten etwa dartun, wie und warum Aufruhr im Individuum wird, es aufwühlt, ganz erfüllt, um vielleicht endlich — eine Flamme — aus ihm in die Massen zu schlagen, die entzündet, auflodernd triebhafte Taten begehen? Muß ich ferner sagen, daß Aufruhr ein Gelächter sein kann, das dem guten, dicken Louis-Philipp die monarchische Würde zerzaust, oder auch ein grausiges Blutbad; daß Aufruhr mit einem unfreiwilligen Witz endigen kann oder mit Leichenhaufen, Guillotine und zerschlagenen Thronen? — Nein, nicht wahr, ich muß das alles nicht ausführen und den Leser nicht allzulange davon abhalten, zur Sache zu kommen, zu den Erzählungen, in denen Aufruhr in allen Abarten redet und handelt. In ihnen ist all das lebend zu finden, was ich hier theoretisch auch immer erörtern könnte. Und wer Dinge des

Lebens an menschlichen Gestalten und Schicksalen zeigt und beweist (darf ich sagen „der Praktiker"?) ist meiner Ansicht nach in der Literatur der bessere Mann.

Deshalb sei nur etwas gesagt über die, denen wir die einzelnen Abschnitte des Buches verdanken, über die Dichter.

Heute, da unsere Tage und Nächte von gewaltsamen, umwälzenden Ereignissen umgeben und erfüllt sind, heute hat wohl jeder empfunden oder gesehen, was Aufruhr ist, hat Aufruhr erlebt. Aber einst, als unser Leben (das der Mehrheit wenigstens) noch ruhig und ohne solch riesige Geschehnisse dahinglitt, umfriedet und gelenkt von unantastbaren Gesetzen, von Warnungstafeln, Vorgesetzten, Paragraphen, Traditionen und Polizisten — damals waren es nur die Dichter, die wußten, was Aufruhr sei. Sie wußten es und schufen uns Bilder, deren Lebenswahrheit wir alle heute kontrollieren können.

Auflehnung, Krawall, Streik und Revolution gab es wohl irgendwo auf der Welt zu allen Zeiten, aber gerade die Jahre, in denen diese Erzählungen (mit Ausnahme der beiden von Balzac und Zola) geschrieben wurden, waren nicht gerade reich an derlei gewaltsamen Ereignissen. Und deshalb ist es erstaunlich, welche Fülle von Literatur über dies Thema in den letzten Dezennien vor dem Kriege entstand. Doch auch wieder erklärlich, denn Aufrührer, tobende Massen, gellende Rebellion reizten wohl gerade in der Zeit der großen Ordnung den Dichter zur Verwendung als Hauptinhalt, Episode, Hintergrund oder Lösung eines Werkes.

So hat denn jedwedes Aufbäumen gegen bestehende Mächte aller Jahrhunderte (seien es Eroberer, Obrigkeiten, Kapitalisten oder Gesetze moralischer und juristischer Art) in jenen Jahren seine Schilderer gefunden. Aufstände gegen Cortez wie gegen den ersten Napoleon, die Sansculotten und das Jahr 48, Streike,

Mai-Krawalle, Bauernrevolten, Anarchisten, Revolutionäre der Kunst oder Religion, aufgepeitschte Individuen, Gruppen, Städte und Völker haben die Dichter neutral, begeistert, ablehnend oder satirisch behandelt, und es sind starke, ja ewige Werke unter dem so Entstandenen.

Eine Gruppe fällt auf unter denen, die uns vom Aufruhr erzählen: das sind die Dichter, die nicht fernere oder jüngere gewalttätige Vergangenheit, sondern den Aufruhr der Zukunft, seine Gründe, sein gigantisches Stürmen und sein Ende orakelnd vor uns aufsteigen lassen. Ich wählte aus ihnen Bernhard Kellermann, der die Massenerhebung der Zukunft episodenhaft in seinem „Tunnel" schildert, und Alfred Bratt, der sie in der „Welt ohne Hunger" in den Vordergrund stellt. Soll man es nicht prophetisch nennen, wenn Kellermann uns lange vor Krieg und Umsturz eine Krüppeldemonstration schildert, die wir dann 1918/19 in allen großen Städten Deutschlands zur Wirklichkeit werden sahen? Oder wenn Bratt in den ersten Kriegswochen, als noch Milch und Honig floß, uns die Folgen eines großen Hungerns, den Schleichhandel, den „Ersatz" und anderes voraussagt?

Gerade der „Welt ohne Hunger" entnahm ich mit besonderer Absicht das Schlußkapitel meines Sammelbuches, denn in meisterhaft logischem Aufbau beweist dieser Roman eines: daß es keinen Frieden unter den Menschen geben kann. Gebt ihnen Erlösung von ihrem Tyrannen, dem sie alles Übel der Welt zuschreiben, Erlösung vom Hunger, und sie werden mehr als je gegeneinander wüten.

Denn sie müssen sich untereinander tyrannisieren, bekämpfen, berauben, strafen und vernichten, diese merkwürdigen Geschöpfe, und solange es Menschen gibt, wird darum Aufruhr sein.

München, am 7. April 1919.

Viktor Mann

Inhalt



25/7.

der Indios ausharren als Christen, als tapfere Männer und als getreue Diener ihres Königs, bis er sie wiederum holen zu lassen vermöchte. Und er ergriff die Hand des de Leone und bat ihn, er möge das Beste hoffen, er, der Cortez, werde seiner sicherlich nicht vergessen. Sodann winkte er den Burschen des de Leone zu sich, und beide stürmten wieder zurück, die Straße hinab und machten kämpfend Front gegen die Indios, die, sowie sie den Cortez erkannten, in solchen Scharen über ihn herfielen, daß er von ihnen sogleich umringt und eingeschlossen war.

Der Palast lag hinter einem großen Garten, war ganz aus Stein gebaut und an dreien Seiten von dem Wasser des Süßwassersees umgeben, so daß er von wenigen Leuten leicht etliche Stunden hindurch gegen eine feindliche Übermacht gehalten werden konnte.

Die beiden verwundeten Spanier schleppten den de Leone bis an das Tor, das sie verschlossen fanden. Nachdem sie eine Weile geklopft und gerufen hatten, kam ein Spanier, ihnen zu öffnen, der verwundet war wie sie.

Alle drei trugen nun den de Leone mühselig eine enge und gewundene Treppe empor. Sie gelangten in einen von vielen Wachskerzen und hölzernen Hängelampen erleuchteten Saal, der beinah so groß und so geräumig war, wie der Olivenmarkt in Valencia.

In der Mitte des Saales brannte ein starkes Feuer, an welchem zwei Gestalten saßen und sich wärmten. Die eine von diesen beiden aber erhob sich, starrte den de Leone an und rief:

„Gottes Elend, kommen ihrer noch welche? Was kriecht Ihr auf der Erd', seid Ihr ein Mensch, ein Vieh oder ein Wurm? Der Teufel hol' den Cortez, daß er mir alle seine Lahmen und Krüppel herschickt, als wär' hier ein Hospital von den alten Beghinen!"

Aufruhr / Fünfzehn Geschichten

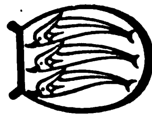


Aufruhr

Fünfzehn Geschichten

Herausgegeben von

Viktor Mann



1 · 9 · 1 · 9

Delphin-Verlag München

Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn

Vorwort

Fünfzehn Erzählungen, Novellen und Romanausschnitte verschiedener Autoren sind in diesem Buche aneinandergereiht, die — so grundverschieden sie auch voneinander sein mögen — eines gemeinsam haben: Die aufrührerischen, revolutionären, gewaltsamen Gedanken und Taten.

Wohlverstanden: es sind nicht durchwegs Geschichten von den großen „offiziellen" Revolutionen, und ich erhebe auch keineswegs Anspruch darauf, gerade das „Typischte" ausgewählt zu haben, was die Literatur über die im Buche behandelten Zeiten, Ereignisse oder Zustände hervorgebracht hat — nein — sondern aus der großen Menge der Geistesprodukte ähnlicher Art habe ich bunt herausgegriffen, was mir persönlich wert ist. So entstand die Reihe.

Muß ich nun in der Einleitung den Begriff „Aufruhr" geistreich sezieren? Muß ich in wohlgefügten Worten etwa dartun, wie und warum Aufruhr im Individuum wird, es aufwühlt, ganz erfüllt, um vielleicht endlich — eine Flamme — aus ihm in die Massen zu schlagen, die entzündet, auflodernd triebhafte Taten begehen? Muß ich ferner sagen, daß Aufruhr ein Gelächter sein kann, das dem guten, dicken Louis-Philipp die monarchische Würde zerzaust, oder auch ein grausiges Blutbad; daß Aufruhr mit einem unfreiwilligen Witz endigen kann oder mit Leichenhaufen, Guillotine und zerschlagenen Thronen? — Nein, nicht wahr, ich muß das alles nicht ausführen und den Leser nicht allzulange davon abhalten, zur Sache zu kommen, zu den Erzählungen, in denen Aufruhr in allen Abarten redet und handelt. In ihnen ist all das lebend zu finden, was ich hier theoretisch auch immer erörtern könnte. Und wer Dinge des

Lebens an menschlichen Gestalten und Schicksalen zeigt und beweist (darf ich sagen „der Praktiker“?) ist meiner Ansicht nach in der Literatur der bessere Mann.

Deshalb sei nur etwas gesagt über die, denen wir die einzelnen Abschnitte des Buches verdanken, über die Dichter.

Heute, da unsere Tage und Nächte von gewaltsamen, umwälzenden Ereignissen umgeben und erfüllt sind, heute hat wohl jeder empfunden oder gesehen, was Aufruhr ist, hat Aufruhr erlebt. Aber einst, als unser Leben (das der Mehrheit wenigstens) noch ruhig und ohne solch riesige Geschehnisse dahinglitt, umfriedet und gelenkt von unantastbaren Gesetzen, von Warnungstafeln, Vorgesetzten, Paragraphen, Traditionen und Polizisten — damals waren es nur die Dichter, die wußten, was Aufruhr sei. Sie wußten es und schufen uns Bilder, deren Lebenswahrheit wir alle heute kontrollieren können.

Auflehnung, Krawall, Streik und Revolution gab es wohl irgendwo auf der Welt zu allen Zeiten, aber gerade die Jahre, in denen diese Erzählungen (mit Ausnahme der beiden von Balzac und Zola) geschrieben wurden, waren nicht gerade reich an derlei gewaltsamen Ereignissen. Und deshalb ist es erstaunlich, welche Fülle von Literatur über dies Thema in den letzten Dezennien vor dem Kriege entstand. Doch auch wieder erklärlich, denn Aufrührer, tobende Massen, gellende Rebellion reizten wohl gerade in der Zeit der großen Ordnung den Dichter zur Verwendung als Hauptinhalt, Episode, Hintergrund oder Lösung eines Werkes.

So hat denn jedwedes Aufbäumen gegen bestehende Mächte aller Jahrhunderte (seien es Eroberer, Obrigkeiten, Kapitalisten oder Gesetze moralischer und juristischer Art) in jenen Jahren seine Schilderer gefunden. Aufstände gegen Cortez wie gegen den ersten Napoleon, die Sansculotten und das Jahr 48, Streike,

Mai-Krawalle, Bauernrevolten, Anarchisten, Revolutionäre der Kunst oder Religion, aufgepeitschte Individuen, Gruppen, Städte und Völker haben die Dichter neutral, begeistert, ablehnend oder satirisch behandelt, und es sind starke, ja ewige Werke unter dem so Entstandenen.

Eine Gruppe fällt auf unter denen, die uns vom Aufruhr erzählen: das sind die Dichter, die nicht fernere oder jüngere gewalttätige Vergangenheit, sondern den Aufruhr der Zukunft, seine Gründe, sein gigantisches Stürmen und sein Ende orakelnd vor uns aufsteigen lassen. Ich wählte aus ihnen Bernhard Kellermann, der die Massenerhebung der Zukunft episodenhaft in seinem „Tunnel" schildert, und Alfred Bratt, der sie in der „Welt ohne Hunger" in den Vordergrund stellt. Soll man es nicht prophetisch nennen, wenn Kellermann uns lange vor Krieg und Umsturz eine Krüppeldemonstration schildert, die wir dann 1918/19 in allen großen Städten Deutschlands zur Wirklichkeit werden sahen? Oder wenn Bratt in den ersten Kriegswochen, als noch Milch und Honig floß, uns die Folgen eines großen Hungerns, den Schleichhandel, den „Ersatz" und anderes voraussagt?

Gerade der „Welt ohne Hunger" entnahm ich mit besonderer Absicht das Schlußkapitel meines Sammelbuches, denn in meisterhaft logischem Aufbau beweist dieser Roman eines: daß es keinen Frieden unter den Menschen geben kann. Gebt ihnen Erlösung von ihrem Tyrannen, dem sie alles Übel der Welt zuschreiben, Erlösung vom Hunger, und sie werden mehr als je gegeneinander wüten.

Denn sie müssen sich untereinander tyrannisieren, bekämpfen, berauben, strafen und vernichten, diese merkwürdigen Geschöpfe, und solange es Menschen gibt, wird darum Aufruhr sein.

München, am 7. April 1919.

Viktor Mann

Inhalt

Wider den Cortez / Von Leo Perutz



In dieser Nacht der Trübsal, in der die Indios des ganzen Reiches sich auf des Cortez Armada warfen und hundertfältiges Verderben, Elend und Vernichtung über sie brachten, ereignete es sich, während die Spanier von den Indios verfolgt und gedrängt nach der auf dem östlichen Damm gelegenen Brücke flohen, daß des Cortez bester Hauptmann, Juan de Leone, von einem Wurfspieß in die Brust getroffen zu Boden stürzte.

Dieser de Leone, welcher ein tapferer Mann war und den Tod nicht fürchtete, rief sogleich den Leuten seiner Kompagnie zu, sie sollten sich nicht weiter um ihn bekümmern, sondern ein jeder versuchen, wie er sich selbst zu retten vermöchte. Sodann kroch er an den Rand der Straße und befahl einem jungen Burschen, der in seinem persönlichen Dienste stand und bei ihm verblieben war, er sollte ihm eine Kugel durch den Kopf schießen, daß ihn die Indios nicht lebendig ergreifen könnten.

Mit einem Male aber stand der Cortez selbst neben dem Verwundeten, blutend, keuchend und ganz bespickt mit Pfeilen und Wurfspießen. Und indem er umherblickte, wie dem de Leone in solcher Bedrängnis zu helfen sei, sah er in der Näh' noch zwei andere Spanier am Boden liegen, die so verwundet waren, daß es ihm unmöglich schien, sie weiter mitzuführen.

Nun befand sich ganz in der Nähe der Palast des toten Großherrn der Indios, ein steinernes Gebäude, das der Cortez in seiner Umsicht schon etliche Tage vorher hatte befestigen und zur Verteidigung einrichten lassen. In dieses Gebäude hieß er die Verwundeten sich flüchten und ermahnte sie, sie mögen in Abwehr

der Indios ausharren als Christen, als tapfere Männer und als getreue Diener ihres Königs, bis er sie wiederum holen zu lassen vermöchte. Und er ergriff die Hand des de Leone und bat ihn, er möge das Beste hoffen, er, der Cortez, werde seiner sicherlich nicht vergessen. Sodann winkte er den Burschen des de Leone zu sich, und beide stürmten wieder zurück, die Straße hinab und machten kämpfend Front gegen die Indios, die, sowie sie den Cortez erkannten, in solchen Scharen über ihn herfielen, daß er von ihnen sogleich umringt und eingeschlossen war.

Der Palast lag hinter einem großen Garten, war ganz aus Stein gebaut und an dreien Seiten von dem Wasser des Süßwassersees umgeben, so daß er von wenigen Leuten leicht etliche Stunden hindurch gegen eine feindliche Übermacht gehalten werden konnte.

Die beiden verwundeten Spanier schleppten den de Leone bis an das Tor, das sie verschlossen fanden. Nachdem sie eine Weile geklopft und gerufen hatten, kam ein Spanier, ihnen zu öffnen, der verwundet war wie sie.

Alle drei trugen nun den de Leone mühselig eine enge und gewundene Treppe empor. Sie gelangten in einen von vielen Wachskerzen und hölzernen Hängelampen erleuchteten Saal, der beinah so groß und so geräumig war, wie der Chinomarkt in Valencia.

In der Mitte des Saales brannte ein starkes Feuer, an welchem zwei Gestalten saßen und sich wärmten. Die eine von diesen beiden aber erhob sich, starrte den de Leone an und rief:

„Gottes Elend, kommen ihrer noch welche? Was kriecht Ihr auf der Erd', seid Ihr ein Mensch, ein Vieh oder ein Wurm? Der Teufel hol' den Cortez, daß er mir alle seine Lahmen und Krüppel herschickt, als wär' hier ein Hospital von den alten Beghinen!"



In einem Winkel sahen die Neuangekommenen zwei andere verwundete Spanier, die der Cortez hatte schon vorher hierher bringen lassen. Die knieten auf der Erd' und gruben mit ihren Messern ein Loch in den Boden.

Von den beiden Männern, die am Feuer saßen, erkannten sie nun den einen an seiner Stimme. Es war der Pedro Alvarado, der sie so mürrisch bewillkommnet hatte. Der andere saß noch immer stumm am Feuer und rührte sich nicht.

„Wie, Herr Alvarado?" rief einer von den Verwundeten. „Ihr seid noch hier? Der Cortez und die ganze Armada sind aus der Stadt geflohen. Es ist kein Christ mehr in unserem Quartier außer Euch und uns, die wir nicht weiter konnten." „Ja!" schrie der Alvarado zornig. „Ich weiß es wohl, der Cortez ist geflohen vor den nackten indianischen Narren, die weder Pferd noch Harnisch haben, und hat das Gold hier im Stich gelassen!"

Die Spanier blickten sich um und sahen, daß der Boden des Saales bedeckt war von unzähligen Kleinodien aus Gold, Silber, Edelsteinen in Form von Blumen, Schalen, Glöcklein und allerlei Tieren, seltenen und wundersamen Dingen aus der Schatzkammer des Montezuma. Auch des Großkönigs Tafelgerät lag am Boden umher, Schüsseln, Tassen und Becher von Gold, dazu viele kostbare Gewebe in mannigfaltigen Farben und Mustern, und nun erkannten die Spanier auch den schweigsamen Gesellen des Alvarado: Es war der tote Großkönig Montezuma selbst, der inmitten seiner Schätze nackt am Feuer saß, denn der Alvarado hatte ihn sogleich, als er ihn tot zu Boden stürzen sah, hierher geschleppt, daß er ihm seine kostbaren Gewänder, Ketten, Spangen und Ringe in Muße vom Leibe nehmen könnt'. In einem Winkel lief eine gewundene Treppe in die Höh' bis zu einer hölzernen Tür, von dort hörte man jetzt lautes Pochen und Hämmern. Der Alvarado war

Inhalt

Wider den Cortez / Von Leo Perutz



In dieser Nacht der Trübsal, in der die Indios des ganzen Reiches sich auf des Cortez Armada warfen und hundertfältiges Verderben, Elend und Vernichtung über sie brachten, ereignete es sich, während die Spanier von den Indios verfolgt und gedrängt nach der auf dem östlichen Damm gelegenen Brücke flohen, daß des Cortez bester Hauptmann, Juan de Leone, von einem Wurfspieß in die Brust getroffen zu Boden stürzte.

Dieser de Leone, welcher ein tapferer Mann war und den Tod nicht fürchtete, rief sogleich den Leuten seiner Kompagnie zu, sie sollten sich nicht weiter um ihn bekümmern, sondern ein jeder versuchen, wie er sich selbst zu retten vermöchte. Sodann kroch er an den Rand der Straße und befahl einem jungen Burschen, der in seinem persönlichen Dienste stand und bei ihm verblieben war, er sollte ihm eine Kugel durch den Kopf schießen, daß ihn die Indios nicht lebendig ergreifen könnten.

Mit einem Male aber stand der Cortez selbst neben dem Verwundeten, blutend, keuchend und ganz bespickt mit Pfeilen und Wurfspießen. Und indem er umherblickte, wie dem de Leone in solcher Bedrängnis zu helfen sei, sah er in der Näh' noch zwei andere Spanier am Boden liegen, die so verwundet waren, daß es ihm unmöglich schien, sie weiter mitzuführen.

Nun befand sich ganz in der Nähe der Palast des toten Großherrn der Indios, ein steinernes Gebäude, das der Cortez in seiner Umsicht schon etliche Tage vorher hatte befestigen und zur Verteidigung einrichten lassen. In dieses Gebäude hieß er die Verwundeten sich flüchten und ermahnte sie, sie mögen in Abwehr

der Indios ausharren als Christen, als tapfere Männer und als getreue Diener ihres Königs, bis er sie wiederum holen zu lassen vermöchte. Und er ergriff die Hand des de Leone und bat ihn, er möge das Beste hoffen, er, der Cortez, werde seiner sicherlich nicht vergessen. Sodann winkte er den Burschen des de Leone zu sich, und beide stürmten wieder zurück, die Straße hinab und machten kämpfend Front gegen die Indios, die, sowie sie den Cortez erkannten, in solchen Scharen über ihn herfielen, daß er von ihnen sogleich umringt und eingeschlossen war.

Der Palast lag hinter einem großen Garten, war ganz aus Stein gebaut und an dreien Seiten von dem Wasser des Süßwassersees umgeben, so daß er von wenigen Leuten leicht etliche Stunden hindurch gegen eine feindliche Übermacht gehalten werden konnte.

Die beiden verwundeten Spanier schleppten den de Leone bis an das Tor, das sie verschlossen fanden. Nachdem sie eine Weile geklopft und gerufen hatten, kam ein Spanier, ihnen zu öffnen, der verwundet war wie sie.

Alle drei trugen nun den de Leone mühselig eine enge und gewundene Treppe empor. Sie gelangten in einen von vielen Wachskerzen und hölzernen Hängelampen erleuchteten Saal, der beinah so groß und so geräumig war, wie der Olivenmarkt in Valencia.

In der Mitte des Saales brannte ein starkes Feuer, an welchem zwei Gestalten saßen und sich wärmten. Die eine von diesen beiden aber erhob sich, starrte den de Leone an und rief:

„Gottes Elend, kommen ihrer noch welche? Was kriecht Ihr auf der Erd', seid Ihr ein Mensch, ein Vieh oder ein Wurm? Der Teufel hol' den Cortez, daß er mir alle seine Lahmen und Krüppel herschickt, als wär' hier ein Hospital von den alten Beghinen!"

In einem Winkel sahen die Neuangekommenen zwei andere verwundete Spanier, die der Cortez hatte schon vorher hierher bringen lassen. Die knieten auf der Erd' und gruben mit ihren Messern ein Loch in den Boden.

Von den beiden Männern, die am Feuer saßen, erkannten sie nun den einen an seiner Stimme. Es war der Pedro Alvarado, der sie so mürrisch bewillkommnet hatte. Der andere saß noch immer stumm am Feuer und rührte sich nicht.

„Wie, Herr Alvarado?" rief einer von den Verwundeten. „Ihr seid noch hier? Der Cortez und die ganze Armada sind aus der Stadt geflohen. Es ist kein Christ mehr in unserem Quartier außer Euch und uns, die wir nicht weiter konnten."

„Ja!" schrie der Alvarado zornig. „Ich weiß es wohl, der Cortez ist geflohen vor den nackten indianischen Narren, die weder Pferd noch Harnisch haben, und hat das Gold hier im Stich gelassen!"

Die Spanier blickten sich um und sahen, daß der Boden des Saales bedeckt war von unzähligen Kleinodien aus Gold, Silber, Edelsteinen in Form von Blumen, Schalen, Glöcklein und allerlei Tieren, seltenen und wundersamen Dingen aus der Schatzkammer des Montezuma. Auch des Großkönigs Tafelgerät lag am Boden umher, Schüsseln, Tassen und Becher von Gold, dazu viele kostbare Gewebe in mannigfaltigen Farben und Mustern, und nun erkannten die Spanier auch den schweigsamen Gesellen des Alvarado: Es war der tote Großkönig Montezuma selbst, der inmitten seiner Schätze nackt am Feuer saß, denn der Alvarado hatte ihn sogleich, als er ihn tot zu Boden stürzen sah, hierher geschleppt, daß er ihm seine kostbaren Gewänder, Ketten, Spangen und Ringe in Muße vom Leibe nehmen könnt'. In einem Winkel lief eine gewundene Treppe in die Höh' bis zu einer hölzernen Tür, von dort hörte man jetzt lautes Pochen und Hämmern. Der Alvarado war

an ein Fenster getreten, das auf den Garten ging, und hatte nach dem Cortez ausgespäht, jetzt kam er zurück und ging die Treppe hinauf:

„Bist ruhig, junges Mensch, hinter der Tür! Oder ich will hinaufkommen und dich Hofzucht lehren!"

Oben verstummte das Pochen. Der Alvarado blickte den de Leone an, der stöhnend auf der Erde lag und sagte:

„Es ist die Dalila, die heidnische Dirne des einäugigen Deutschen, die hat sich jetzt der Mendoza zu seiner Liebsten genommen. Wahrhaftig, der versteht das Handwerk, wie man aus Weibern Huren macht."

Er ging etliche Male im Saal auf und nieder, blieb dann stehen und sagte: „Sie hat solch einen Leib, da würdet Ihr vergeblich nach einem Grindlein suchen."

„Warum habt Ihr sie dort oben in die Kammer gesperrt?" fragte einer.

Der Alvarado wurde zornig, drohte mit der Faust zur Kammer hinauf und rief:

„Ei, sie will alles kurzum haben, was sie sieht. Sie hat mir schon gestohlen ein Haarband, ein Nestel, ein' Nadel und zwei silberne Glocken für ihr närrisches Fastnachtskleid."

Dann wandte er sich den Verwundeten zu und befahl:

„Nehmt eure Messer und helft denen dort eine Grube in die Erde graben, so wollen wir das Gold so gut darinnen verstecken, daß die Indios es lange nicht finden sollen."

Die Spanier begannen mit ihren Messern eifrig in den Dielen zu wühlen und zu graben, der Alvarado aber füllte indes die leeren Truhen und Säcke mit den goldenen Kleinodien, die ringsumher auf der Erde lagen.

Als sie eine Stunde lang gegraben hatten, legte einer von den Verwundeten das Messer weg, hinkte krummbeinig ans Fenster und blickte hinab in den Garten.

„Seht Ihr den Cortez schon? Oder ist's der heilige Jakob selbst, der Euch auf seinem milchweißen Schlachtroß zu Hilfe kommt?“ fragte der Alvarado höhnisch.

„Ich seh' nichts als viel hundert Indios,“ klagte der Spanier, „die um das Haus herumschwirren, wie die Hummeln um einen Honigfladen.“

„Ihr hättet Euch sollen vom Cortez seinen Rock als Pfand geben lassen, daß er wiederkommt“, spottete der Alvarado.

Der de Leone begann zu stöhnen, wälzte sich auf der Erde und wollt' reden.

„He!“ lachte der Alvarado. „Herr de Leone! Schläft sich's schlecht auf einer zerrissenen Haut?“

„Der Cortez“, ächzte der de Leone, „wird kommen von der Wasserseit'.“ Und er deutete mit der Hand nach dem Fenster und flüsterte: „Über den See.“

Der Alvarado hatte sich in seinem trägen Hirn wenig Gedanken gemacht, wie er sich und die Last des Goldes könnt' in Sicherheit bringen. Jetzt aber horchte er auf und ging in die Stube nebenan, durch deren Fenster man ein gutes Stück des Sees überblicken konnt'. Gleich darauf kam er zurück, eilig und sehr erregt, denn er hatte in der Ferne wirklich die Umrisse eines Segelschiffes erblickt. Davon aber verriet er den Spaniern nichts, sondern dachte sogleich daran, wie er sie alle könnte rasch hinaus und vor die Tür bringen, daß sie von der Hilfe, die der Cortez ihnen gesandt hatte, nichts merken sollten.

Da sah er einen von den Spaniern, der hatte das Messer beiseit' gelegt und war eben dabei, sein von einer Lanze durchstochenes Bein neu zu verbinden, statt eines Tüchleins aber preßte er eines von den kostbaren Geweben aus dem Schatze des Großkönigs auf die Wunde.

Darüber geriet der Alvarado in Zorn, riß dem erschrockenen

Spanier das Stück Zeug aus der Hand und brüllte: „Was habt Ihr mir hier mit Eurem Blut für Unflat gemacht, ein' Sau hätt' daran zwölf Maul voll zu fressen. Hinaus mit Euch, nehmt Urlaub vor die Tür!"

Die Spanier begannen Zeter, Ach und Wehe zu schreien, aber der Alvarado hörte nicht auf sie, sondern stieß sie ohne Barmherzigkeit hinaus, schlug ihnen die Tür vor den Hintern, und als er sie draußen hatte, schloß er die Tür und rief:

„Draußen ist leichter ein Loch in die Erd' zu graben, dort ist der Boden aus lockerem Lehm!"

Dann ging er an das Feuer zurück und wärmte sich die Händ' und blickte sich um in dem Saal, in dem er jetzt allein stand — nur der tote Großkönig kauerte noch immer am Feuer, und der de Leone lag mit dem Antlitz auf der Erde und stöhnte leise.

„He!" meinte der Alvarado. „Herr de Leone! Habt Ihr nicht auch zwei Händ'? Was liegt Ihr da mit der Nasen auf der Erd', sucht Ihr Trüffeln?"

Der de Leone lag im Fieber, und der Frost stieß ihn an. Er hielt den Alvarado für einen von seinen Dienern, stöhnte auf und flüsterte: „Lauf, hol mir Kraut und Würz' für ein Schweißbad, mich friert."

„Was braucht Ihr ein Schweißbad?" fragte der Alvarado. „Ich hab' Euch immer für einen alten Christen gehalten, Herr de Leone; nun merk ich, Euer Vater war ein maurischer Heide, die wollen alleweil im Bade liegen und schwitzen."

In diesem Augenblick vernahm er von draußen das Geräusch des Bootes, das auf den Uferrand auffuhr. Sogleich ließ er den de Leone, lief hinaus und half dem Herzog von Mendoza und dem Pedro d'Olio, die der Cortez nach dem de Leone gesandt hatte, aus dem Boot und in das Haus.

Der Alvarado wurde fröhlich, als er das Boot sah. Hätte er

eine Querpfeife bei sich gehabt, so hätt' er vor Fröhlichkeit getanzt und gepfiffen. „Kyrie eleison!" lachte er leise und wies auf das Gold. „Gott sei gelobt und gebenedeit, daß Ihr endlich gekommen seid. Ich hab' fast gefürchtet, der Cortez hätt' seines Golds vergessen. Habt Ihr Raum genug in Eurem Boot?"

„Raum genug für Euch alle", gab der d'Olio zur Antwort. „Wir können sogar von diesem Gold noch mitnehmen ein Bündel oder zwei."

„Ein Bündel?" flüsterte der Alvarado eifrig. „Alles Gold, wie es hier liegt, muß hinweg, den schmutzigen Heiden darf nicht soviel bleiben, daß sie sich könnten ein Kandel Wein davon kaufen."

„Was wollt Ihr, zuerst müssen unsere armen geschlagenen Gesellen ins Boot, dann wollen wir sehen, wieviel Raum bleibt für Euer Gold", sagte der Pedro d'Olio und drehte dem Alvarado den Rücken.

Der Alvarado wurde vor Zorn gelb im Gesicht, so rasch wie ein Hirsebrei, dem man einen Safran zusetzt.

„Ihr seid närrisch!" zischte er. „Ich lass' keinen ins Boot. Für eine Handvoll Silber kauft sich der Cortez viel trefflichere Leut', als die lahmen Kerle draußen, die zu nichts mehr gut sind, als die Würmer mit ihnen zu mästen."

„Ich tu' nach des Cortez Auftrag, der hat von dem Gold nichts geredt", sagte der d'Olio kurz. Dann schlug er die Händ' aneinander und rief: „Heda! Kommt alle herbei!"

Aber ehe er dies noch zu End' geschrien, hatte ihn der Alvarado schon zu Boden gerissen, kniete ihm auf der Brust und preßte ihm die Kehle zusammen.

„Still!" schäumte er. „Ich weiß nicht, was mich hält, daß ich nicht eine Schwertscheide mach' aus Deinem Bauch, Du Narr!"

Der Pedro d'Olio wollte sich wehren und schnappte nach Atem. Aber der Herzog von Mendoza, der stand in seinem klugen und grausamen Herzen längst auf des Alvarado Seite; er hatte sogleich, als er das viele Gold sah, bei sich gedacht, es wäre mehr Vernunft dabei, den Goldschatz in Sicherheit zu bringen, als sich mit den Verwundeten zu beladen, die mit ihrem Elend den Spaniern auf der Flucht nur eine unnütze und beschwerliche Last wären. Darum glitt er rasch auf den Pedro d'Olio zu und flüsterte:

„Reizt ihn nicht länger, er ist im Zorn unvernünftig wie ein Tier. Er wird uns noch beide erwürgen. Wir müssen ihm seinen Willen tun, gebt Euch darein."

„So soll ich seiner tyrannischen Hoffart wegen unseren armen Gesellen die Treu' nicht halten? Sollen wir soviele Christen den wütigen Indios in den Händen lassen?"

„Ei, sie mögen sich mit den Heiden vertragen und jeder ein Handwerk unter ihnen treiben, meintswegen Schlotfegen oder Säu verschneiden, was schert das mich", fluchte der Alvarado, während sich der Pedro d'Olio langsam vom Boden erhob.

Indessen hatte der Mendoza den de Leone erkannt, der in tiefer Ohnmacht in einer Lacke Blut auf der Erde lag.

„Da liegt der de Leone, für diesen einen werden wir Platz in unserem Boot haben, Herr Alvarado", flüsterte er.

„Faul Fleisch, nichts als faul Fleisch, zu schlecht für des Baders Blutschwamm und Messer", sagte der Alvarado verächtlich und stieß mit dem Fuße nach dem de Leone; der aber rührte und regte sich nicht, und der Alvarado wandte sich ab: „Kein Funken Feuer im Ofen mehr, lasset ihn liegen, wo er liegt."

Zugleich ergriff er eine mit Gold gefüllte Truhe, die lud er dem Pedro d'Olio auf die Schulter.

„Was ladet Ihr mir auf wie einen Packesel oder Lastträger",

schrie der d'Olio. „Sollte einer vom Adel nicht besser respektiert werden? Sucht Euch wen Ihr wollt zum Säckschleppen, aber nicht einen kastilianischen Edelmann!"

„Ihr seiet ein Edelmann oder nicht, das mögt Ihr dem Teufel klagen!" fuhr ihn der Alvarado an, und der Mendoza zischte ihm ins Ohr: „Tut ihm doch seinen Willen, es ist das beste, seht Ihr denn nicht, wie bullenwütig er ist?"

Und während der Pedro d'Olio, durch des Alvarados gewalttätiges Wesen eingeschüchtert und in großen Schrecken versetzt, keuchend und stöhnend die goldgefüllte Truhe an den Strand schleppte, ließ sich der Mendoza am Feuer nieder und wärmte sich die Händ', vermeinte, von ihm werd' der Alvarado solche Arbeit nicht begehren.

Und er besah sich den toten Montezuma, stieß ihn in die Seite und lachte:

„Ei, du Großheid, sieh nicht darein so sonderbar und sauer. Hättest die Taufe genommen, so könntest dich jetzt mit der Auferstehung und dem ewigen Leben getrösten, müßtest nicht so trübselig darein schauen!"

Da stand der Alvarado vor ihm, sah ihn feindselig und voll Tücke an und fragte höhnisch:

„Will Euer Liebden nicht auch ein wenig mit zugreifen? Oder gefällt es Euer Herrlichkeit besser, dort die Trepp' hinaufzugehen zu Eurer Gnaden Liebsten oder Hure, die ich dort eingeschlossen hab'? Sie ist von verliebter Komplexion, wird Euch eine kurze Fahrt oder zwei vielleicht nicht abschlagen."

Da ergriff mit einem Male auch den Herzog von Mendoza eine Furcht vor des Alvarados drohender Miene. Gehorsam stand er auf und belud sich stumm mit einem von den gefüllten Goldsäcken.

Keuchend schleppten die drei nun ein Stück nach dem andern

als wollte er zeigen, daß er im Laufen der Allerfertigste sei. Und indem der Cortez umherblickte und sich keinen Rat wußte, wie er der Flucht Einhalt zu tun vermöchte, kam ihm plötzlich ein Gedanke, und er warf sich dem fliehenden Haufen in den Weg und schrie: „Zurück, zurück! Die Indios haben unser Gold erbeutet!"

Einer von diesen Leuten, ein furchtloser und verwegener Mann, namens Franzisco Montjoraz, blieb wirklich stehen, und der Cortez rief ihm zu:

„Daß Gott erbarm! Die Indios sind über das Gepäck geraten und haben das Gold erbeutet!"

„Daß Gott erbarm!" schrie der Montjoraz erschrocken, da blieb ein zweiter und ein dritter stehen und wiederum einer und noch zweie und alle blickten den Cortez an, der aber rief:

„Wir müssen's uns wieder holen, ein Schelm, wer das Gold den Indios läßt!" Und wirklich, sieben Kerle oder acht liefen ihm nach und brüllten:

„Wir müssen das Gold wieder haben!" und der Cortez lief mit ihnen auf die Schanze zu und dem Sandoval zu Hilf', aber da wollte es das Unglück, daß just in diesem Augenblick der Pedro Alvarado in seinem Boot gefahren kam. Und die ganze Fahrt hindurch hatte der Alvarado an nichts anderes gedacht, als an eben diesen Augenblick, wo er mit dem Gold käme. Und sogleich sprang er ans Land und jauchzte:

„Hieher! hieher, ich hab' das Gold."

Und er hob ein Bündel in die Höh' und warf es auf die Erd', daß man das Gold weithin klingen und klirren hörte, und sogleich blieben die Kerle stehen und machten sich über das Boot her und hoben jubelnd das gerettete Gold empor in Truhen, Kisten und Bündeln, und als der Cortez sich umwandte, sah er, daß seine List vergeblich war und daß er allein dem Sandoval zu Hilfe eilte und keiner war mehr hinter ihm.

Da kamen auch schon die Leute des Sandoval schreiend über den Damm gelaufen, denn der Sandoval war gefallen, und die Indios hatten die Schanze gewonnen.

„Geschwind!“ befahl der Alvarado. „Das Gold auf die Schultern geladen und hinweggeführt!“ Und zum Cortez gewendet rief er:

„Gold genug, ein Kaisertum oder drei zu kaufen. Ich hab' mein Leben daran gewagt.“

Aber der Cortez, der in großer Sorge war, daß nun die Indios die Brücke erreichen und in Besitz nehmen könnten, fuhr ihn zornig an: „Der Teufel hat Euch das geheißen, der mag Euch's danken.“

Indessen hatten sich der Montjoraz und seine Gesellen mit Bündeln und Truhen bepackt und beladen und wollten davon über die Brücken, eh' die Indios kamen. Doch der Cortez war nun anderen Sinnes, sah den Alvarado böse und voll Verdruß an und befahl: „Herunter mit dem Gold!“

„Ei, Herr, bekümmert Euch darum nicht!“ rief der Montjoraz verdrießlich. „Wir können leicht ein jeder eins von den Bündeln tragen, das macht uns wenig Beschwerd'!“

„Ihr werdet zu tragen haben genug!“ rief der Cortez mit lauter Stimme. „Herunter mit dem Gold, hab' ich gesagt!“

„Höllenpotzmarter!“ fluchte der Alvarado. „Herr Cortez wollt Ihr, daß ich das Gold allein auf meinem Rücken hinwegschleppen soll?“

Da war dem Cortez mit einem Male ein Gedanken gekommen, wie er die Indios in der Verfolgung aufhalten und genug Zeit zu gewinnen vermöchte, um die Brücke abzutragen. Wenn er nämlich das viele Gold allenthalben über den Damm verstreuen könnt', dann würden, meinte er, die Indios sich alle auf das Gold werfen und viel Zeit mit dem Aufsammeln verbringen. Und so

wie ihm dieser Gedanke kam, so ergriff er auch schon eines von den Bündeln, hob es und schwenkte es, daß das Gold nach allen Seiten hin über den Damm rollte, und dazu schrie er:

„Das Gold bleibt hier!"

Der Alvarado schrie auf und starrte den Cortez totenbleich und voll Entsetzen an, aber der Cortez hatte jetzt eine Truhe ergriffen und leerte sie aus, daß die goldenen Ringe über den ganzen Damm hin hüpften und tanzten, und mit dem Fuß stieß er eine Tonne um, aus der sogleich goldene Schüsseln klirrend ins Wasser fielen.

Der Alvarado begann zu taumeln und fuhr sich mit den Händen an die Schläfen, doch der Cortez hatte schon wieder eine andere Truhe in den Händen und streute aus, was sie enthielt, und die goldenen Heiligenfiguren rollten in den Sand.

Das vermochte der Alvarado nicht länger anzusehen.

Er sprang empor auf den Cortez zu, wollt' diesem grausamen Treiben Einhalt tun, denn er vermeinte nicht anders, als daß der Cortez durch das große Unglück dieser Nacht mit einem Male rasend und tollwütig geworden sei.

Aber der Cortez ließ sogleich die Truhe zur Erd' fallen, zog sein Schwert und drang auf den Alvarado ein.

Der verlor der Alvarado seinen Mut, hob entsetzt die Hände, duckte sich und wich zurück. Wie vor einem Tollwütigen verbarg er sich vor dem Cortez hinter einer leeren Truhen.

Von dort spähte er hervor, was der Cortez in seiner Torheit weiter beginnen wollt'. Und mit Grauen und voll Jammer sah er, wie der Cortez ein Bündel nach dem anderen leerte und keines vergaß, bis alle Kostbarkeiten verstreut und verloren waren.

Inzwischen hatte der ganze spanische Haufen die Brücke passiert und das andere Ufer erreicht. Da ließ der Cortez die leeren Truhen und Schreine stehen und schritt als letzter über die Brücke. Und

sowie er am anderen Ufer war, gab er den Zimmerleuten das Zeichen, die Brücke abzutragen, denn die Indios, die inzwischen den Graben vor der Schanz' mit Erdwerk und Steinschutt zugeworfen hatten, kamen schon über den Damm gelaufen.

Einer von den Zimmerleuten sah den Alvarado zwischen den leeren Truhen sitzen und rief ihn an, er sollt' rasch herüberkommen. Aber der Alvarado gab keine Antwort, sondern stützte voll Verzweiflung den Kopf auf die Fäuste und wollte dort bleiben, wo das Gold lag.

Noch einmal rief ihm der Spanier zu, er sollt' sein Leben retten, die Indios kämen. Doch der Alvarado blieb halsstarrig und trotzig, und mocht' den Platz nicht verlassen, auf dem die Schätze verstreut lagen, die er mit so großer Mühe und Gefahr des Lebens aus der Stadt gerettet hatte. Er wollt' nicht sterben, doch es schien ihm ohne Sinn, mit dem Cortez und den Spaniern noch weiterzuziehen, wenn das Gold zurückblieb.

Und er blickte hinter der Truhe, die ihn verbarg, hervor, spähte nach allen Seiten umher, und sowie er sah, daß er jetzt allein war, begann er auf allen vieren herumzukriechen und das verstreute Gold wieder zu sammeln, indem er die goldenen Halsketten in eine Truhe legte, die Ringe in eine zweite, in eine dritte tat er die goldenen Schalen und Schüsseln und wiederum in eine andere die Heiligenfigürlein und Kruzifixe. Und während er so eifrig bei der Arbeit war, daß er nicht merkte, was vor ihm und hinter seinem Rücken geschah, fielen plötzlich die Indios mit Gebrüll über ihn her.

Unwillig erhob sich der Alvarado und trat mit einem Spieß den Indios entgegen, voll Verdruß, daß sie ihm nicht Zeit lassen wollten, die verstreuten Schätze aufzulesen und zu ordnen. Und ogleich spießte und mordete er unter den Indios darauf los und sein Zorn verlieh ihm solche Kraft, daß die Indios erschraken und

zurückliefen, denn es waren ihrer nicht viele, und sie gedachten in größerer Menge wiederzukommen.

Jetzt ließ der Alvarado seinen Spieß fahren, ergriff ein goldgesticktes und mit Karfunkeln besetztes Gewebe, das halb im Wasser lag, drehte und wendete es nach allen Seiten, glättete es und legte es voll Sorgfalt zusammen und in eine Truhe, hob sodann einen silbernen Schuh vom Boden auf und suchte den zweiten, der dazu gehörte, und mit einem Male waren die Indios wieder über ihm her und diesmal in großer Anzahl.

Anfangs erwehrte der Alvarado sich ihrer, indem er sie sich mit seinem Spieß vom Leibe hielt, öfters auch mit wütenden Stößen gegen sie ausfiel und ihrer etliche tötete, die ihm zu nahe kamen. Doch gelang es zweien von den Indios, ungesehen hinter seinen Rücken zu gelangen, die warfen sich mit Geschrei auf ihn und versuchten, ihm mit Stricken die Beine zusammenzubinden, denn sie wollten ihn lebendig in ihre Gewalt bekommen. Und zu gleicher Zeit stürzten alle anderen auf ihn los, zwei hingen an seinem Spieß, und mit einem Male lag der Alvarado auf der Erde.

Und indem er fühlte, daß die Indios seiner Herr wurden, da wandte er den Kopf und suchte Hilfe bei dem Cortez und seiner Armada.

Er gewahrte die Brücke nicht mehr, die zuvor über den Dammdurchstich gegangen war, doch in der Ferne sah er bei dem Lichte des werdenden Tages die spanische Armada in eiliger Flucht über den Damm ziehen, fortwährend sich der Indios erwehrend, die sie auf beiden Seiten vom Wasser her bedrängten.

Aber gleich darauf erfaßte ein ungeheueres Verwundern den Alvarado, er glaubte zu träumen und schrie auf vor Staunen, denn er sah die Spanier gewaltige Lasten auf den Schultern tragen, sie gingen gebückt und schwer beladen, als trügen sie

den Schatz des Großkönigs aus der Stadt hinweg, der doch verstreut auf der Erde lag, und plötzlich erkannte er, unter welcher Last die Spanier keuchten. Kämpfend und fliehend und von den Indios auf allen Seiten bedrängt, trugen sie dennoch die Brücke auf ihren Schultern, die Brücke, die sie abgetragen hatten, die Balken, die Stangen, die Bretter, die Pfosten, das Tauwerk, die Klammern, die Nägel, alles das trugen sie auf ihren Rücken, und auch die Pferde waren damit beladen, und die Siechen, die Verwundeten, die Krüppel, sie alle trugen die gleiche Last, und der Cortez selbst an der Spitze hielt sein Schwert in der einen und zwei schwere kupferne Klammern in der anderen Hand; und mit einem Male sah der Alvarado klar, daß der Cortez nicht floh, nicht tollwütig, nicht rasend oder verzweifelt war, nein, in seinem Unglück hatte er die gleiche Zuversicht auf den endlichen Sieg wie je zuvor, das Gold war nicht verloren, der Cortez wollt' sich's schon wiederum holen kommen, und darum hatte er leichten Herzens alles zurückgelassen, das Gold und das Gepäck, die Waffen, ja selbst das Brot für den nächsten Tag, damit er die Brücke mit sich nehmen könnt', mit deren Hilfe er dereinst die Stadt von neuem angreifen und erstürmen wollt', und als der Alvarado das erkannte, da erfaßte ihn unendlicher Schmerz und Reue, weil er allein bei dem unnützen goldenen Plunder verblieben war, bei den Schüsseln, den Tierfiguren und den goldenen Glöcklein, während die anderen die Brücke trugen.

Und dieser Schmerz gab ihm solch gewaltige Kraft, daß es ihm gelang aufzuspringen und die Indios, die auf ihm lagen und an ihm hingen, abzuschütteln. Und sowie er wiederum stand, riß er seinen Spieß an sich, befreite seine Füße von den Stricken der Indios und stieß und schlug so wütend um sich wie ein schelliges Roß, daß die Indios zurückwichen. Als der Alvarado sich auf diese Art Luft gemacht hatte, stieß er ein Ge-

brüll aus, faßte seinen Spieß mit beiden Händen und bohrte ihn in die Erd'. Und eh' sich die Indios von neuem auf ihn werfen konnten, schwang er sich in gewaltigem Sprung über den Durchstich.

Und er sah sich plötzlich bis an den Hals im Wasser, fand Boden, erreichte das Ufer und schwang sich empor. Vom anderen Ufer her hörte er die Indios heulen und schreien. Er schüttelte sich das Wasser aus den Kleidern und dachte nicht mehr an das Gold, nein, nur daran, wie er den Cortez rasch erreichen könnt'. Aber er wollte nicht mit leeren Händen kommen und blickte sich um.

Da sah er auf der Erd' einen Balken liegen, der war wurmstichig und durch Nässe halb verfault. Und der Alvarado, der kurz zuvor den Schatz des Montezuma besessen und behütet hatte, bückte sich nun voll Freude nach diesem armseligen Balken und lud ihn auf seine Schulter. Und keuchend taumelte er über den Damm hinter der Armada des Cortez her, mit dem zerbrochenen Balken beladen, der ihm den Atem nahm und die Schulter drückte, der unnütz war und zu nichts zu gebrauchen, schmutzig, stinkend und von Würmern zerfressen, und den er dennoch mit seinem Leben zu verteidigen begehrte als ein Stücklein von jener Brücke, über die er sich wieder einreiten sah in seinem Geiste an des Cortez Seite in die Goldstadt Tenochtitlan.

Bürger Tassendieu / Von Karl Federn

Die Marquise von Bretonvilliers saß allein in ihrem Salon. Im Erker lag auf dem Fensterbrett ihr winziges Hündchen, das sich zwischen das Glas und die Lehne eines Stuhls gedrängt hatte.

Ein letztes Leuchten fiel auf die Seine, die belebten Brücken, die Hügel von Saint Cloud und all den Dunst von Paris, in dem die Sonne sank.

Im Zimmer war Dämmerung. Die Marquise war eingenickt; sie erwachte, als der Diener lautlos eintrat und mit leiser und ehrerbietiger Stimme meldete: „Maitre Tassendieu fragt, ob die Frau Marquise ihn zu empfangen geruht?"

Sie nickte. Der Diener zündete die Kerzen in den Wandleuchtern neben einem der hohen Spiegel an, während der Advokat eintrat; in dem halben Licht glitt er mit seinen schweren Schuhen auf dem spiegelnden Parkett aus. Das Hündchen kläffte wie rasend. Mit einer ärgerlichen, fast zornigen Bewegung erhielt der Advokat sich aufrecht, schritt auf die Marquise zu und verbeugte sich.

Beim Licht der Kerzen sah sie die Verbeugung und sah den Mann: er war mittelgroß, breitschultrig, er trug einen braunen Frack, keine Perücke; langes schwarzes Haar fiel um den großen Kopf, die starken Züge.

Die Marquise machte dem Diener ein Zeichen, der das noch immer kläffende kleine Tier faßte und ihr brachte; sie legte es in den Schoß und schob es in ihren weiten Ärmel, so daß nur das grollende kleine Köpfchen hervorsah.

„Ich habe die Ehre, die Frau Marquise von Bretonvilliers zu sprechen? Mein Freund von Tursan hat mich der Frau Marquise empfohlen ...“

Die Kerzen flammten auf der anderen Seite auf, und der Advokat sah die Marquise. Sie mochte über fünzig Jahre alt sein; aber die Haut ihres Gesichtes war rosig unter dem gepuderten Haar, nur vom Alter ein wenig verzogen; Mund und Augen bildeten gegen die Wangen scharfe Ecken. Auf dem Schemel ruhte ein winziger Fuß, und unter dem weiten grauseidenen Kleid war das schlanke, wohlgeformte Bein sichtbar.

„Herr von Tursan hat mir von Ihnen gesprochen“, begann sie mit einer Stimme, in der er deutlich den Tadel für die Vertraulichkeit fühlte, mit der er seinen Ausdruck gewählt hatte — während eine Handbewegung ihn zum Sitzen einlud.

„Er wollte selbst zur gleichen Stunde kommen“, sagte der Advokat und sah sich herausfordernd gegen die Spiegel, die seidenen Tapeten, die Parketten des weiten Zimmers um, die ihn wider seinen Willen aus der Fassung brachten.

„Er ist jedenfalls noch nicht hier. Aber das tut nichts. Ich wollte Sie kennen lernen. Das Nähere über den Prozeß wird Ihnen Bonnet, mein Sekretär, sagen. Herr von Aligre hält meine Sache für verloren, aber Herr von Tursan sagte mir, Sie wären der Mann, schon verlorene Prozesse zu gewinnen.“

Sie sprach die letzten Worte mit liebenswürdigem Lächeln, aber das Gesicht des Advokaten bekam einen bitteren Ausdruck.

„Das hängt von den Richtern ab, Frau Marquise,“ sagte er, „und die müssen wir vorläufig nehmen, wie ... Gott sie uns gibt. Sie werden meine Worte begreifen, gnädige Frau: ich habe Didier verteidigt.“

„Didier ...? ist das der Mann, der das Buch geschrieben hat?“

„Derselbe, gnädige Frau.“

Die Marquise schwieg einen Augenblick, dann fragte sie: „Wozu ist er verurteilt worden?“

„Zur Auspeitschung, zum Pranger und zur Deportation!“ Die Stimme des Advokaten zitterte vor Leid und Zorn.

In diesem Augenblick meldete der Diener Herrn von Tursan. Er trat auch sogleich ein, schlank, jung, mit gepudertem Haar, in einem Anzug aus silbergrauer Seide mit mattgoldenen Litzen, den leichten Degen an der Seite, den Hut unterm Arm; rasch und lächelnd trat er ein, mit anmutigen Schritten ging er auf die Marquise zu und küßte ihre schlanken, ringgeschmückten Finger. Das Hündchen richtete sich auf ihrem Schoß empor, um seine Hand zu lecken.

„Sie sind schon da, Tassendieu?“ sagte er dann, „Sie haben schon gesprochen?“

Er sah die Marquise fragend an.

Sie antwortete: „Maitre Tassendieu unterhält mich von einem Prozeß, den er geführt hat.“

„Ich sprach von Didier“, sagte Tassendieu finster.

Herr von Tursan zog die Brauen hoch, dann lächelte er wieder. „Ja, mein armer Freund, wenn Beredsamkeit Didier retten konnte, du hättest es getan!“ sagte er leichthin. „Glauben Sie mir, meine Tante, ich rate Ihnen gut ... in der Kunst, wie für Ihren Prozeß ...“

„Für den Prozeß ohne Zweifel,“ erwiderte die Marquise, „aber was haben Sie mir für ein Ungetüm von einem Maler geschickt! Er ist in seinem Schlafrock zu mir gekommen, mit einer Pelzmütze und offenem Kragen — es war indezent! Nein, nein, nein, meiner Treu, nein, ich werde den Salon von La Bresse malen lassen.“

„Das sind seine Absonderlichkeiten!“ sagte der junge Mann

lachend, „er ist ein Narr, gnädige Frau, und seine Manieren sind abscheulich, aber er kann malen, und La Bresse kann es nicht!"

„La Bresse hat die Deckengemälde für Herrn von Beaumanoir gemalt . . ."

„Herr von Beaumanoir hat die Göttinnen, die er verdient."

Da unterbrach Tassendieu das Gespräch. „Sie kennen den Präsidenten von Aligre, Frau Marquise?" fragte er.

Sie hatten ihn eine Minute lang fast vergessen; die Marquise hob den Kopf.

„Man unterbricht nicht, Maitre Tassendieu", sagte sie milde. „Herr von Aligre und ich sind sehr gute Freunde."

Wenn der Mann ihr nicht so weltenfern erschienen wäre, so hätten seine finsteren Augen sie beklommen gemacht, als er mit mühsam verhaltener Leidenschaft sagte: „Frau Marquise . . . Ich will an Ihrem Prozeß arbeiten, als wenn mein Leben von seinem Ausgang abhinge, wenn Sie dafür mit dem Herrn Präsidenten ein Wort für meinen Freund Didier sprechen wollen!"

Wieder zog Herr von Tursan die Brauen hoch, dann lächelte er wieder und nickte. „Sie sind die Güte selbst, liebe Tante, und Sie werden diese Bitte Maitre Tassendieus gewiß gerne erfüllen."

Die Marquise schwieg. Endlich erwiderte sie: „Ich will Ihnen etwas sagen, Monsieur: ich liebe die Bücherschreiber nicht; ich liebe die Leute nicht, die sich um Dinge bekümmern, die sie nichts angehen. Wie konnte der Mensch es sich herausnehmen, gegen den Statthalter zu schreiben?"

„Weil der Statthalter die Provinz zur Verzweiflung trieb und ein Ehrenmann wie Auguste Didier dies nicht länger mit ansehen konnte. Die armen Leute waren zum König gegangen, der König hat es . . . vorgezogen, sie nicht zu empfangen . . ."

„Man kritisiert nicht, was Seine Majestät tut."

Tassendieu war in einen düsteren Eifer geraten: „Daß die Könige nicht kritisiert werden, ist ihr Unglück und das ihrer Untertanen", sagte er mit einer großen Handbewegung. „So spricht der Chevalier von Méhégan, einer unserer besten Autoren!"

„Ich würde Ihren Autor in die Bastille sperren."

„Es geht leider nicht, liebe Tante; er ist tot," bemerkte Herr von Tursan lässig, „aber er gehörte zur besten Gesellschaft."

„Um so schlimmer für die Gesellschaft. Darum gehe ich nirgends mehr hin und will niemanden sehen, den ich nicht kenne."

„Sie haben, von Ihrem Standpunkt, vermutlich vollkommen recht, Tante", und zu Tassendieu gewandt, sagte er: „Mein Lieber, du bist im Begriff, dein Plaidoyer für Auguste Didier zu wiederholen. Das wäre nicht am Platz. Die Frau Marquise glaubt an deine Beredsamkeit und sie wird dir ihren Prozeß, von dem wirklich sehr viel abhängt, auch ohne diese Probe anvertrauen."

„In der Tat, mein Herr," sagte die Marquise wieder verbindlich, „und ich sage auch nicht, daß ich für Ihren Mann nicht sprechen will, obgleich es, wie ich fürchte, kaum etwas nützen wird."

„Dieser arme Didier hat eine Frau und vier Kinder", sagte Herr von Tursan.

„Und ich nehme an jedem Unglücklichen Anteil," fuhr die Marquise fort, „wiewohl die Erfahrung mich gelehrt hat, daß die Unglücklichen auch immer irgendwie an ihrem Unglück Schuld tragen. Der Mann hätte an Frau und Kinder denken und schweigen sollen! Du auch, Dodo!" Das Hündchen, das geschlummert hatte, war erwacht und kläffte wieder. „Es ist vollkommen lächerlich, wie heute jeder über alles mitsprechen will, die Staatsgeschäfte, die Literatur, die Religion selbst. Jede Sache

muß den Berufenen überlassen bleiben, und sehr viele Dinge dürfen überhaupt nicht erörtert werden."

Tassendieu saß schwer auf seinem Stuhl und sah vor sich hin. Das Licht der Kerzen strahlte aus allen Spiegeln. Er nickte, scheinbar zustimmend, und erwiderte nichts. Herr von Tursan war aufgestanden. „Die Frage ist immer nur, wer die Berufenen sind — nicht wahr?" sagte er leichthin. „Tun Sie es, gnädige Frau, sprechen Sie mit dem Herrn Präsidenten. Und wir sprechen morgen mit Bonnet."

Auch Tassendieu stand auf. Das Hündchen kläffte ihn boshaft an. Ein Diener trat ein, der das kleine Tier der Marquise abnahm und hinaustrug. Ein anderer öffnete die Türen. Tassendieu verbeugte sich und ging; wieder wäre er auf dem Parkett beinahe gefallen. Tursan erfaßte ihn am Arm. „Ich nehme dich mit", sagte er. Aber in der Türe kehrte er um, ging ins Zimmer zurück und sah die Marquise mit einem resigniert fragenden Lächeln an.

„Sie bringen mir die unmöglichsten Menschen", sagte sie.

„Zu gutem Zweck, gnädige Frau."

„Sie wollen sagen: man muß bissige Hunde verwenden, um gefährdetes Gut zu schützen?" Tursan nickte. „Aber wie können Sie solch einem Menschen gestatten, sich ‚Ihren Freund' zu nennen? Sie setzen sich zur Canaille herab, mein Lieber."

„Verzeihen Sie, Tante . . ."

„Sie werden sehen, wohin das führt!"

„Ihren Prozeß zu gewinnen."

„Gut, gut. Er soll ihn übernehmen. Aber ich will ihn nicht sehen. Ich würde ihm keine Rosen an den Kopf werfen."

„Darin haben Sie recht, Tante."

Er küßte ihr nochmals die Hand, ging lächelnd durch die spiegelnden Zimmer und stieg die Treppe hinab.

Ein Bogengang mit zierlichen Säulen umgab den von zwei Laternen trüb erleuchteten Hof. Tursans mit vier Pferden bespannte Kutsche hielt vor der Treppe. Der Diener öffnete den Schlag. Tassendieu, der auf ihn gewartet hatte, stieg mit ihm ein, und die Rosse, die der Kutscher mit Mühe zurückhielt, stampften durch den Torweg in die dunkle Straße hinaus.

„Wirst du den Prozeß übernehmen?" fragte Tursan, während sie durch das abendlich belebte Paris flogen.

„Ja", sagte Tassendieu.

„Ich danke dir. — Teufel!" fuhr er fort, „welchen Maler sie nimmt, kann mir gleichgültig sein; ich kann die Decke neu malen lassen. Aber von dem Prozeß hängt zuviel ab."

„Ich werde ihn führen. Ob ich ihn gewinne, werden wir sehen!"

Sie schwiegen eine Zeit. Der Wagen raste über eine Brücke. „Und was denkst du sonst?" fragte Tursan.

„Sonst? Was ich denke? Ich kenne sie ja. Sie haben keinen Begriff vom Recht und diktieren das Recht. Sie kennen die Menschen und ihr blutiges Elend nicht, sie ahnen nicht, was nützlich und schädlich ist, und sie haben die höchsten Stellen im Staat und in der Verwaltung. Sie verstehen nichts gründlich, und sie entscheiden über die Schicksale und die Arbeiten von Künstlern und Gelehrten. Sie verwenden das Geld auf die eitelsten Dinge, und sie haben allen Reichtum. Was können sie, als sich gut kleiden und bewegen? Sie sind das Ballett der Menschheit, und anstatt sie zu beklatschen und zu verachten, läßt man sie gebieten. Sie sind überflüssig; man kann sie nicht ändern; man kann nicht einmal mit ihnen diskutieren: man kann ihnen nur den Kopf abhauen."

Herr von Tursan, der tief in den Kissen des Wagens lag,

lächelte. „Den Kopf abhauen ... ist das nicht ein etwas starkes Mittel, mein Freund?"

Aber Tassendieu lächelte nicht.

Bonnet, der Sekretär der Marquise, ein uralter kleiner Mann, sprach ihr anfangs mit Mißtrauen und Abneigung von dem Advokaten, den Herr von Tursan zu ihm gebracht hatte, und zuletzt mit heller Bewunderung. Aber in den vier Jahren, in denen er den Prozeß führte und gewann, sah er die Marquise nicht ein einziges Mal. Seine Rechnungen wurden stets ohne Bemängelung bezahlt.

Dann waren die Unruhen in Paris ausgebrochen, und eines Tages, da die Marquise von Versailles zurückkam, hatten Leute in die Fenster ihres Wagens geschrien und Steine nach ihrem Kutscher geworfen. Da verließ sie entrüstet die Stadt und zog sich aufs Land zurück.

Sie erlaubte nicht, daß eine Zeitung in ihr Haus kam, und verbot ihren Leuten strenge, von den ungehörigen Vorgängen in Frankreich zu ihr zu sprechen. Als ihr Kammerdiener einmal zitternd, während er ihr die Schokolade servierte, eine Warnung versuchte, von schrecklichen Dingen erzählen wollte, wurde er auf der Stelle entlassen. Sie wollte nichts hören, bis die Ordnung wieder hergestellt war.

Eines Morgens wurde sie durch Glockenläuten geweckt, wildes, anhaltendes Läuten von den Kirchtürmen, während der zarte Laut des silbernen Glöckchens auf ihrem Nachttisch unbeachtet in den weiten Zimmern des Schlosses verhallte. Dann hörte sie Schüsse fallen, irgendwo in der nächsten Nähe prasselten Kalk und Steine nieder. Es konnte kein Traum sein ... Charles, ihr neuer Kammerdiener, kam, ohne zu klopfen, in ihr Schlafzimmer! Aber das war nicht Charles, sondern fremde, wilde Gesichter

und üble Fäuste, die die alte Dame aus dem Bette zerrten — wäre nicht einer in schäbiger Uniform, aber mit entschlossenen Zügen eingetreten, der den Leuten wehrte und sie aufstehen und sich ankleiden hieß.

Zwischen den Bajonetten zerlumpter Soldaten war sie ins Dorf und in einem schlechten Wagen bis Paris gekommen. An jeder Station hatten ihr Betrunkene Schimpfreden und Drohungen in den Wagen gerufen. Erst im Gefängnis fand sie wohlgekleidete Menschen und gesittete Manieren wieder. Aber sie saß mit vom Alter verzogenem Gesicht da und sprach nicht. Den größten Teil der Zeit war sie damit beschäftigt, vor dem schlechten Spiegel mit zitternden Händen ihr graues Haar zur hohen Frisur zu ordnen, die nie gelingen wollte, die graugewordenen Wangen zu schminken und die Kleider auf dem schlotternden Korsett recht sitzen zu machen. Ohne Kammerfrau war alles so schwer.

Aber sie zitterte nicht, als sie, von einer wüsten johlenden Menge umgeben, vor den schlechtgekleideten Richtern stand. Rings um sie rote Mützen, Piken, Schmutz, Branntweindunst, blutbefleckte Kleider, gierige, haßerfüllte Gesichter. Es wurden nur wenige Fragen an sie gestellt, und ihren Antworten folgte Brüllen und höhnisches Lachen. In der Nähe des Vorsitzenden stand ein Mann in langem, braunem Rock und Röhrenstiefeln, einen Degen umgeschnallt und eine blau-weiß-rote Schärpe um den Leib. Aus der um den Hals gewickelten schwarzen Binde stieg zwischen zwei zerknitterten weißen Kragenecken ein breites, finsteres Gesicht; unter dem riesigen Kokardenhut hingen schwarze Haarsträhnen herab. Die dunkeln Augen waren unverwandt auf die Marquise gerichtet. Als eine kurze Pause eintrat, weil ein Beweisstück in den Akten nicht zur Stelle war, sah sie ihn an: sie wußte nicht, woher sie das Gesicht kannte. Er sprach jetzt mit dem Vorsitzen-

den. Die Menge wurde unruhig. Der Vorsitzende klingelte. „Der Zeuge, Bürger Tassendieu!“ sagte er laut.

Da erkannte sie den Advokaten, der vor acht Jahren in ihrem Salon gesessen und ihren Prozeß gewonnen hatte. Sie erkannte auch die tiefe, eindringliche Rednerstimme wieder, als er sagte, daß er sie persönlich gekannt, daß sie eine verstockte, unheilbare Aristokratin sei. „Sie hat den Prozeß gegen Didier gutgeheißen“, rief er, mit der Faust auf den Gerichtstisch schlagend. „Auguste Didier, der ausgepeitscht und deportiert wurde, weil er sich eures Elends angenommen. Erinnert ihr euch? Einfältig, kenntnislos, vom Dünkel eines gutgekleideten Weibes aufgeblasen, sagte sie, daß Leute, die die Regierung kritisierten, in die Bastille gehörten: nicht einmal das Sprechen wollte sie uns Republikanern gestatten. Genügt das?“

Die Menge tobte. Die Jury erkannte ohne Beratung und einstimmig auf den Tod. Die Marquise zuckte einmal zusammen, dann stand sie wieder starr aufrecht. Die Wachen wollten sie abführen, aber eine Handbewegung Tassendieus, der indessen seinen Sitz auf der Geschworenenbank eingenommen hatte, hielt sie zurück.

Ein junger, einfach und gut gekleideter Mann mit blondem Haar wurde vorgeführt. Die Hände waren ihm auf den Rücken gebunden. Da er sich erregt umsah, fiel sein Blick auf die Marquise, und er verbeugte sich. Sie erkannte ihren Neffen. Er lächelte jetzt nicht; er sprach sehr heftig. Er stellte jede Schuld in Abrede. Er sei immer für das Recht und die Freiheit gewesen. „Hier, dieser Mann kann es bezeugen“, rief er, auf Tassendieu weisend.

„Der Bürger Tassendieu ist Geschworener und kann in deinem Prozeß nicht Zeuge sein, Bürger Tursan“, sagte der Vorsitzende. „Wenn er deinen Fall kennt, um so besser für dich.“

Die Marquise von Bretonvilliers saß allein in ihrem Salon. Im Erker lag auf dem Fensterbrett ihr winziges Hündchen, das sich zwischen das Glas und die Lehne eines Stuhls gedrängt hatte.

Ein letztes Leuchten fiel auf die Seine, die belebten Brücken, die Hügel von Saint Cloud und all den Dunst von Paris, in dem die Sonne sank.

Im Zimmer war Dämmerung. Die Marquise war eingenickt; sie erwachte, als der Diener lautlos eintrat und mit leiser und ehrerbietiger Stimme meldete: „Maitre Tassendieu fragt, ob die Frau Marquise ihn zu empfangen geruht?"

Sie nickte. Der Diener zündete die Kerzen in den Wandleuchtern neben einem der hohen Spiegel an, während der Advokat eintrat; in dem halben Licht glitt er mit seinen schweren Schuhen auf dem spiegelnden Parkett aus. Das Hündchen kläffte wie rasend. Mit einer ärgerlichen, fast zornigen Bewegung erhielt der Advokat sich aufrecht, schritt auf die Marquise zu und verbeugte sich.

Beim Licht der Kerzen sah sie die Verbeugung und sah den Mann: er war mittelgroß, breitschultrig, er trug einen braunen Frack, keine Perücke; langes schwarzes Haar fiel um den großen Kopf, die starken Züge.

Die Marquise machte dem Diener ein Zeichen, der das noch immer kläffende kleine Tier faßte und ihr brachte; sie legte es in den Schoß und schob es in ihren weiten Ärmel, so daß nur das grollende kleine Köpfchen hervorsah.

„Ich habe die Ehre, die Frau Marquise von Bretonvilliers zu sprechen? Mein Freund von Tursan hat mich der Frau Marquise empfohlen ..."

Die Kerzen flammten auf der anderen Seite auf, und der Advokat sah die Marquise. Sie mochte über fünzig Jahre alt sein; aber die Haut ihres Gesichtes war rosig unter dem gepuderten Haar, nur vom Alter ein wenig verzogen; Mund und Augen bildeten gegen die Wangen scharfe Ecken. Auf dem Schemel ruhte ein winziger Fuß, und unter dem weiten grauseidenen Kleid war das schlanke, wohlgeformte Bein sichtbar.

„Herr von Tursan hat mir von Ihnen gesprochen", begann sie mit einer Stimme, in der er deutlich den Tadel für die Vertraulichkeit fühlte, mit der er seinen Ausdruck gewählt hatte — während eine Handbewegung ihn zum Sitzen einlud.

„Er wollte selbst zur gleichen Stunde kommen", sagte der Advokat und sah sich herausfordernd gegen die Spiegel, die seidenen Tapeten, die Parketten des weiten Zimmers um, die ihn wider seinen Willen aus der Fassung brachten.

„Er ist jedenfalls noch nicht hier. Aber das tut nichts. Ich wollte Sie kennen lernen. Das Nähere über den Prozeß wird Ihnen Bonnet, mein Sekretär, sagen. Herr von Aligre hält meine Sache für verloren, aber Herr von Tursan sagte mir, Sie wären der Mann, schon verlorene Prozesse zu gewinnen."

Sie sprach die letzten Worte mit liebenswürdigem Lächeln, aber das Gesicht des Advokaten bekam einen bitteren Ausdruck.

„Das hängt von den Richtern ab, Frau Marquise," sagte er, „und die müssen wir vorläufig nehmen, wie ... Gott sie uns gibt. Sie werden meine Worte begreifen, gnädige Frau: ich habe Didier verteidigt."

„Didier ...? ist das der Mann, der das Buch geschrieben hat?"

„Derselbe, gnädige Frau."

Die Marquise schwieg einen Augenblick, dann fragte sie: „Wozu ist er verurteilt worden?"

„Zur Auspeitschung, zum Pranger und zur Deportation!" Die Stimme des Advokaten zitterte vor Leid und Zorn.

In diesem Augenblick meldete der Diener Herrn von Tursan. Er trat auch sogleich ein, schlank, jung, mit gepudertem Haar, in einem Anzug aus silbergrauer Seide mit mattgoldenen Litzen, den leichten Degen an der Seite, den Hut unterm Arm; rasch und lächelnd trat er ein, mit anmutigen Schritten ging er auf die Marquise zu und küßte ihre schlanken, ringgeschmückten Finger. Das Hündchen richtete sich auf ihrem Schoß empor, um seine Hand zu lecken.

„Sie sind schon da, Tassendieu?" sagte er dann, „Sie haben schon gesprochen?"

Er sah die Marquise fragend an.

Sie antwortete: „Maitre Tassendieu unterhält mich von einem Prozeß, den er geführt hat."

„Ich sprach von Didier", sagte Tassendieu finster.

Herr von Tursan zog die Brauen hoch, dann lächelte er wieder. „Ja, mein armer Freund, wenn Beredsamkeit Didier retten konnte, du hättest es getan!" sagte er leichthin. „Glauben Sie mir, meine Tante, ich rate Ihnen gut ... in der Kunst, wie für Ihren Prozeß ..."

„Für den Prozeß ohne Zweifel," erwiderte die Marquise, „aber was haben Sie mir für ein Ungetüm von einem Maler geschickt! Er ist in seinem Schlafrock zu mir gekommen, mit einer Pelzmütze und offenem Kragen — es war indezent! Nein, nein, nein, meiner Treu, nein, ich werde den Salon von La Bresse malen lassen."

„Das sind seine Absonderlichkeiten!" sagte der junge Mann

lachend, „er ist ein Narr, gnädige Frau, und seine Manieren sind abscheulich, aber er kann malen, und La Bresse kann es nicht!"

„La Bresse hat die Deckengemälde für Herrn von Beaumanoir gemalt . . ."

„Herr von Beaumanoir hat die Göttinnen, die er verdient."

Da unterbrach Tassendieu das Gespräch. „Sie kennen den Präsidenten von Aligre, Frau Marquise?" fragte er.

Sie hatten ihn eine Minute lang fast vergessen; die Marquise hob den Kopf.

„Man unterbricht nicht, Maitre Tassendieu", sagte sie milde. „Herr von Aligre und ich sind sehr gute Freunde."

Wenn der Mann ihr nicht so weltenfern erschienen wäre, so hätten seine finsteren Augen sie beklommen gemacht, als er mit mühsam verhaltener Leidenschaft sagte: „Frau Marquise . . . Ich will an Ihrem Prozeß arbeiten, als wenn mein Leben von seinem Ausgang abhinge, wenn Sie dafür mit dem Herrn Präsidenten ein Wort für meinen Freund Didier sprechen wollen!"

Wieder zog Herr von Tursan die Brauen hoch, dann lächelte er wieder und nickte. „Sie sind die Güte selbst, liebe Tante, und Sie werden diese Bitte Maitre Tassendieus gewiß gerne erfüllen."

Die Marquise schwieg. Endlich erwiderte sie: „Ich will Ihnen etwas sagen, Monsieur: ich liebe die Bücherschreiber nicht; ich liebe die Leute nicht, die sich um Dinge bekümmern, die sie nichts angehen. Wie konnte der Mensch es sich herausnehmen, gegen den Statthalter zu schreiben?"

„Weil der Statthalter die Provinz zur Verzweiflung trieb und ein Ehrenmann wie Auguste Didier dies nicht länger mit ansehen konnte. Die armen Leute waren zum König gegangen, der König hat es . . . vorgezogen, sie nicht zu empfangen . . ."

„Man kritisiert nicht, was Seine Majestät tut."

Tassendieu war in einen düsteren Eifer geraten: „Daß die Könige nicht kritisiert werden, ist ihr Unglück und das ihrer Untertanen", sagte er mit einer großen Handbewegung. „So spricht der Chevalier von Méhégan, einer unserer besten Autoren!"

„Ich würde Ihren Autor in die Bastille sperren."

„Es geht leider nicht, liebe Tante; er ist tot," bemerkte Herr von Tursan lässig, „aber er gehörte zur besten Gesellschaft."

„Um so schlimmer für die Gesellschaft. Darum gehe ich nirgends mehr hin und will niemanden sehen, den ich nicht kenne."

„Sie haben, von Ihrem Standpunkt, vermutlich vollkommen recht, Tante", und zu Tassendieu gewandt, sagte er: „Mein Lieber, du bist im Begriff, dein Plaidoyer für Auguste Didier zu wiederholen. Das wäre nicht am Platz. Die Frau Marquise glaubt an deine Beredsamkeit und sie wird dir ihren Prozeß, von dem wirklich sehr viel abhängt, auch ohne diese Probe anvertrauen."

„In der Tat, mein Herr," sagte die Marquise wieder verbindlich, „und ich sage auch nicht, daß ich für Ihren Mann nicht sprechen will, obgleich es, wie ich fürchte, kaum etwas nützen wird."

„Dieser arme Didier hat eine Frau und vier Kinder", sagte Herr von Tursan.

„Und ich nehme an jedem Unglücklichen Anteil," fuhr die Marquise fort, „wiewohl die Erfahrung mich gelehrt hat, daß die Unglücklichen auch immer irgendwie an ihrem Unglück Schuld tragen. Der Mann hätte an Frau und Kinder denken und schweigen sollen! Du auch, Dodo!" Das Hündchen, das geschlummert hatte, war erwacht und kläffte wieder. „Es ist vollkommen lächerlich, wie heute jeder über alles mitsprechen will, die Staatsgeschäfte, die Literatur, die Religion selbst. Jede Sache

muß den Berufenen überlassen bleiben, und sehr viele Dinge dürfen überhaupt nicht erörtert werden."

Tassendieu saß schwer auf seinem Stuhl und sah vor sich hin. Das Licht der Kerzen strahlte aus allen Spiegeln. Er nickte, scheinbar zustimmend, und erwiderte nichts. Herr von Tursan war aufgestanden. „Die Frage ist immer nur, wer die Berufenen sind — nicht wahr?" sagte er leichthin. „Tun Sie es, gnädige Frau, sprechen Sie mit dem Herrn Präsidenten. Und wir sprechen morgen mit Bonnet."

Auch Tassendieu stand auf. Das Hündchen kläffte ihn boshaft an. Ein Diener trat ein, der das kleine Tier der Marquise abnahm und hinaustrug. Ein anderer öffnete die Türen. Tassendieu verbeugte sich und ging; wieder wäre er auf dem Parkett beinahe gefallen. Tursan erfaßte ihn am Arm. „Ich nehme dich mit", sagte er. Aber in der Türe kehrte er um, ging ins Zimmer zurück und sah die Marquise mit einem resigniert fragenden Lächeln an.

„Sie bringen mir die unmöglichsten Menschen", sagte sie.

„Zu gutem Zweck, gnädige Frau."

„Sie wollen sagen: man muß bissige Hunde verwenden, um gefährdetes Gut zu schützen?" Tursan nickte. „Aber wie können Sie solch einem Menschen gestatten, sich ‚Ihren Freund' zu nennen? Sie setzen sich zur Canaille herab, mein Lieber."

„Verzeihen Sie, Tante . . ."

„Sie werden sehen, wohin das führt!"

„Ihren Prozeß zu gewinnen."

„Gut, gut. Er soll ihn übernehmen. Aber ich will ihn nicht sehen. Ich würde ihm keine Rosen an den Kopf werfen."

„Darin haben Sie recht, Tante."

Er küßte ihr nochmals die Hand, ging lächelnd durch die spiegelnden Zimmer und stieg die Treppe hinab.

Ein Bogengang mit zierlichen Säulen umgab den von zwei Laternen trüb erleuchteten Hof. Tursans mit vier Pferden bespannte Kutsche hielt vor der Treppe. Der Diener öffnete den Schlag. Tassendieu, der auf ihn gewartet hatte, stieg mit ihm ein, und die Rosse, die der Kutscher mit Mühe zurückhielt, stampften durch den Torweg in die dunkle Straße hinaus.

„Wirst du den Prozeß übernehmen?" fragte Tursan, während sie durch das abendlich belebte Paris flogen.

„Ja", sagte Tassendieu.

„Ich danke dir. — Teufel!" fuhr er fort, „welchen Maler sie nimmt, kann mir gleichgültig sein; ich kann die Decke neu malen lassen. Aber von dem Prozeß hängt zuviel ab."

„Ich werde ihn führen. Ob ich ihn gewinne, werden wir sehen!"

Sie schwiegen eine Zeit. Der Wagen raste über eine Brücke. „Und was denkst du sonst?" fragte Tursan.

„Sonst? Was ich denke? Ich kenne sie ja. Sie haben keinen Begriff vom Recht und diktieren das Recht. Sie kennen die Menschen und ihr blutiges Elend nicht, sie ahnen nicht, was nützlich und schädlich ist, und sie haben die höchsten Stellen im Staat und in der Verwaltung. Sie verstehen nichts gründlich, und sie entscheiden über die Schicksale und die Arbeiten von Künstlern und Gelehrten. Sie verwenden das Geld auf die eitelsten Dinge, und sie haben allen Reichtum. Was können sie, als sich gut kleiden und bewegen? Sie sind das Ballett der Menschheit, und anstatt sie zu beklatschen und zu verachten, läßt man sie gebieten. Sie sind überflüssig; man kann sie nicht ändern; man kann nicht einmal mit ihnen diskutieren: man kann ihnen nur den Kopf abhauen."

Herr von Tursan, der tief in den Kissen des Wagens lag,

lächelte. „Den Kopf abhauen ... ist das nicht ein etwas starkes Mittel, mein Freund?"

Aber Tassendieu lächelte nicht.

Bonnet, der Sekretär der Marquise, ein uralter kleiner Mann, sprach ihr anfangs mit Mißtrauen und Abneigung von dem Advokaten, den Herr von Tursan zu ihm gebracht hatte, und zuletzt mit heller Bewunderung. Aber in den vier Jahren, in denen er den Prozeß führte und gewann, sah er die Marquise nicht ein einziges Mal. Seine Rechnungen wurden stets ohne Bemängelung bezahlt.

Dann waren die Unruhen in Paris ausgebrochen, und eines Tages, da die Marquise von Versailles zurückkam, hatten Leute in die Fenster ihres Wagens geschrien und Steine nach ihrem Kutscher geworfen. Da verließ sie entrüstet die Stadt und zog sich aufs Land zurück.

Sie erlaubte nicht, daß eine Zeitung in ihr Haus kam, und verbot ihren Leuten strenge, von den ungehörigen Vorgängen in Frankreich zu ihr zu sprechen. Als ihr Kammerdiener einmal zitternd, während er ihr die Schokolade servierte, eine Warnung versuchte, von schrecklichen Dingen erzählen wollte, wurde er auf der Stelle entlassen. Sie wollte nichts hören, bis die Ordnung wieder hergestellt war.

Eines Morgens wurde sie durch Glockenläuten geweckt, wildes, anhaltendes Läuten von den Kirchtürmen, während der zarte Laut des silbernen Glöckchens auf ihrem Nachttisch unbeachtet in den weiten Zimmern des Schlosses verhallte. Dann hörte sie Schüsse fallen, irgendwo in der nächsten Nähe prasselten Kalk und Steine nieder. Es konnte kein Traum sein ... Charles, ihr neuer Kammerdiener, kam, ohne zu klopfen, in ihr Schlafzimmer! Aber das war nicht Charles, sondern fremde, wilde Gesichter

und üble Fäuste, die die alte Dame aus dem Bette zerrten — wäre nicht einer in schäbiger Uniform, aber mit entschlossenen Zügen eingetreten, der den Leuten wehrte und sie aufstehen und sich ankleiden hieß.

Zwischen den Bajonetten zerlumpter Soldaten war sie ins Dorf und in einem schlechten Wagen bis Paris gekommen. An jeder Station hatten ihr Betrunkene Schimpfreden und Drohungen in den Wagen gerufen. Erst im Gefängnis fand sie wohlgekleidete Menschen und gesittete Manieren wieder. Aber sie saß mit vom Alter verzogenem Gesicht da und sprach nicht. Den größten Teil der Zeit war sie damit beschäftigt, vor dem schlechten Spiegel mit zitternden Händen ihr graues Haar zur hohen Frisur zu ordnen, die nie gelingen wollte, die grau gewordenen Wangen zu schminken und die Kleider auf dem schlotternden Korsett recht sitzen zu machen. Ohne Kammerfrau war alles so schwer.

Aber sie zitterte nicht, als sie, von einer wüsten johlenden Menge umgeben, vor den schlechtgekleideten Richtern stand. Rings um sie rote Mützen, Piken, Schmutz, Branntweindunst, blutbefleckte Kleider, gierige, haßerfüllte Gesichter. Es wurden nur wenige Fragen an sie gestellt, und ihren Antworten folgte Brüllen und höhnisches Lachen. In der Nähe des Vorsitzenden stand ein Mann in langem, braunem Rock und Röhrenstiefeln, einen Degen umgeschnallt und eine blau-weiß-rote Schärpe um den Leib. Aus der um den Hals gewickelten schwarzen Binde stieg zwischen zwei zerknitterten weißen Kragenecken ein breites, finsteres Gesicht; unter dem riesigen Kokardenhut hingen schwarze Haarsträhnen herab. Die dunkeln Augen waren unverwandt auf die Marquise gerichtet. Als eine kurze Pause eintrat, weil ein Beweisstück in den Akten nicht zur Stelle war, sah sie ihn an: sie wußte nicht, woher sie das Gesicht kannte. Er sprach jetzt mit dem Vorsitzen-

den. Die Menge wurde unruhig. Der Vorsitzende klingelte. „Der Zeuge, Bürger Tassendieu!" sagte er laut.

Da erkannte sie den Advokaten, der vor acht Jahren in ihrem Salon gesessen und ihren Prozeß gewonnen hatte. Sie erkannte auch die tiefe, eindringliche Rednerstimme wieder, als er sagte, daß er sie persönlich gekannt, daß sie eine verstockte, unheilbare Aristokratin sei. „Sie hat den Prozeß gegen Didier gutgeheißen", rief er, mit der Faust auf den Gerichtstisch schlagend. „Auguste Didier, der ausgepeitscht und deportiert wurde, weil er sich eures Elends angenommen. Erinnert ihr euch? Einfältig, kenntnislos, vom Dünkel eines gutgekleideten Weibes aufgeblasen, sagte sie, daß Leute, die die Regierung kritisierten, in die Bastille gehörten: nicht einmal das Sprechen wollte sie uns Republikanern gestatten. Genügt das?"

Die Menge tobte. Die Jury erkannte ohne Beratung und einstimmig auf den Tod. Die Marquise zuckte einmal zusammen, dann stand sie wieder starr aufrecht. Die Wachen wollten sie abführen, aber eine Handbewegung Tassendieus, der indessen seinen Sitz auf der Geschworenenbank eingenommen hatte, hielt sie zurück.

Ein junger, einfach und gut gekleideter Mann mit blondem Haar wurde vorgeführt. Die Hände waren ihm auf den Rücken gebunden. Da er sich erregt umsah, fiel sein Blick auf die Marquise, und er verbeugte sich. Sie erkannte ihren Neffen. Er lächelte jetzt nicht; er sprach sehr heftig. Er stellte jede Schuld in Abrede. Er sei immer für das Recht und die Freiheit gewesen. „Hier, dieser Mann kann es bezeugen", rief er, auf Tassendieu weisend.

„Der Bürger Tassendieu ist Geschworener und kann in deinem Prozeß nicht Zeuge sein, Bürger Tursan", sagte der Vorsitzende. „Wenn er deinen Fall kennt, um so besser für dich."

Der Prozeß ging schnell vorwärts. Der Angeklagte hatte Anordnungen des Nationalkonvents getadelt. Tassendieu gab als erster unter den Geschworenen seine Stimme ab. „Schuldig“, sagte er.

Tursan sah ihn starr und bleich an. Als das gleiche Wort von allen Lippen gefallen war, stand Tassendieu auf und schloß ihn in seine Arme.

„Ich liebe dich“, sagte er, „und werde dich immer lieben. Aber die Republik geht vor. Du kannst die Republik und die Gleichheit nicht verstehen. Ich opfere dich ihr, lebe wohl!“

Wilder Jubel brach aus der Menge.

Die Marquise und ihr Neffe wurden nach der Conciergerie gebracht.

„Sie haben es gewollt, mein Neffe,“ sagte sie zu ihm, „aber Sie werden nun wenigstens einsehen, daß ich recht hatte.“

Dann sprach sie kein Wort mehr.

Madame de Luzy / Von Anatole France

(Manuskript vom 15. September 1792)

I.

Als ich eintrat, reichte mir Pauline de Luzy die Hand. Wir schwiegen beide einen Augenblick.

Auf einem Lehnstuhl lagen nachlässig hingeworfen ihre Schärpe und ihr Strohhut, auf dem Spinett war „Orpheus Gebet“ aufgeschlagen.

Sie näherte sich dem Fenster und sah in den Untergang der Sonne am blutenden Horizont.

„Gnädige Frau,“ sagte ich endlich, „erinnern Sie sich der Worte, die Sie, es ist heute auf den Tag zwei Jahre her, am Fuß jenes Hügels, am Ufer des Flusses sprachen, nach dem Sie soeben blicken?

Erinnern Sie sich, daß Sie, eine Hand prophetisch erhoben, mich die Tage der Prüfung, des Verbrechens und des Entsetzens voraussehen ließen? Sie hielten das Geständnis meiner Liebe auf meinen Lippen zurück und sagten:

‚Leben und kämpfen Sie für Gerechtigkeit und Freiheit!‘

Gnädige Frau, ich bin mutig vorwärts geschritten, seit mir Ihre Hand, die ich nicht genug mit Tränen und Küssen bedecken konnte, den Weg gezeigt hat. Ich habe Ihrem Befehl gehorcht, habe geschrieben und gesprochen und unablässig durch zwei Jahre die hungrigen Hetzer bekämpft, die Aufruhr und Haß säen: diese Tribunen, die das Volk durch krampfhaftes Zurschaustellen einer

falschen Liebe verführen, und diese Feiglinge, die der künftigen Macht sklavisch opfern." —

Sie unterbrach mich durch eine Bewegung und hieß mich mit einem Zeichen horchen.

Durch Gartenduft und Vogelsang kam fernes Mordgeschrei heran:

„An die Laterne den Aristokraten!" — „Auf eine Pike seinen Kopf!"

Sie hielt unbeweglich und bleich einen Finger auf die Lippen. —

Ich hub wieder an:

„Das ist sicher einer der Unglücklichen, die sie verfolgen. Tag und Nacht nehmen die Haussuchungen und Verhaftungen in Paris kein Ende. Vielleicht kommen sie hier herein! Ich muß gehen, um Sie nicht bloßzustellen, gnädige Frau. Obwohl ich in Ihrem Viertel wenig bekannt bin, bin ich doch ein gefährlicher Gast in diesen Zeitläuften."

„Sie bleiben!" sagte Frau von Luzy.

Wieder zerrissen Schreie die friedliche Abendluft. Dazwischen Schritte und Schüsse.

Der Lärm kam näher. Man hörte: „Schließt die Ausgänge, damit er nicht entwischt, der Schurke!"

Frau von Luzy schien ruhiger, je mehr sich die Gefahr näherte.

„Steigen wir in den zweiten Stock," riet ich, „dort können wir durch die Läden beobachten, was draußen vorgeht."

Kaum aber hatten wir die Türe geöffnet, als wir auf dem Flur einen leichenblassen, aufgelösten Mann vor uns sahen. Seine Zähne klapperten, und die Knie zitterten ihm so, daß sie aneinanderstießen. Dieses Gespenst murmelte mit erstickter Stimme:

„Retten Sie mich! — Verstecken Sie mich! — Sie sind da! — Sie haben meine Tür gesprengt. Sie sind in meinen Garten gedrungen, — sie kommen . . . . .!"

II.

Frau von Luzy erkannte Planchonnet, den alten Philosophen, der das Nachbarhaus bewohnte und fragte flüsternd:

„Hat meine Köchin Sie gesehen? Sie ist Jakobinerin!"

„Niemand hat mich gesehen."

„Gott sei Dank, Nachbar!"

Sie zog ihn mit sich in ihr Schlafzimmer, und ich folgte den beiden.

Man mußte Rat schaffen, mußte irgendein Versteck finden, wo sich Planchonnet einige Tage behaupten könnte, einige Stunden wenigstens, lange genug, um seine Verfolger zu täuschen und zu ermüden.

Wir vereinbarten, daß ich die Umgegend beobachten sollte, und daß auf ein von mir gegebenes Zeichen der arme Nachbar durch die Gartenpforte entschlüpfen werde.

Inzwischen konnte er sich nicht mehr aufrecht halten. Der Mann war gänzlich erschüttert. Er versuchte uns zu erklären, daß er verfolgt werde, er, der Feind der Priester und Könige, weil er mit Herrn von Capotte gegen die Konstitution konspiriert und sich am 10. August den Verteidigern der Tuilerien beigesellt haben solle. Doch das war eine unwürdige Verleumdung. Die Wahrheit war, daß Lubin ihn mit seinem Haß verfolgte, Lubin, vor kurzem noch Metzger, den er hätte hundertmal prügeln wollen, um ihm beizubringen, sein Fleisch ehrlicher zu wägen, Lubin, jetzt Vorstand der Sektion, in der er seinen Stand gehabt hatte.

Diesen Namen mit erstickter Stimme murmelnd, glaubte er Lubin selbst zu sehen und verbarg das Gesicht in den Händen. In der Tat kamen Schritte die Treppe herauf.

Frau von Luzy verriegelte die Tür und schob den Greis hinter einen Wandschirm.

Es klopfte. — Pauline erkannte die Stimme ihrer Köchin, die rief, man solle öffnen; Beamte seien vor dem Tor mit der Nationalgarde und sie wollten Haussuchung abhalten.

„Sie behaupten," fügte das Mädchen hinzu, „daß Planchonnet im Hause sei. Ach, ich weiß wohl, daß es nicht wahr ist, daß Sie einen solchen Schuft nicht verstecken würden, aber sie wollen mir nicht glauben."

„Nun, so sollen sie heraufkommen", rief Frau von Luzy durch die Tür. „Laßt sie das ganze Haus besichtigen vom Keller bis zum Speicher!"

Beim Anhören dieses Gespräches war der arme Planchonnet hinter seinem Schirm in Ohnmacht gefallen. Mit vieler Mühe gelang es mir, ihn wieder zu sich zu bringen, indem ich ihm die Schläfen mit Wasser besprengte.

Als dies geschehen war, sagte die junge Frau zu dem Greise:

„Verlassen Sie sich nur auf mich, lieber Freund, und denken Sie daran, daß wir Frauen listig sind."

Hierauf schob sie mit einer Ruhe, als ob sie mit einer täglichen häuslichen Verrichtung beschäftigt sei, das Bett ein wenig aus dem Alkoven hervor, schlug die Decke zurück und ordnete mit meiner Hilfe die drei Polster so an, daß sie nach der Wand hin zwischen dem obersten und dem untersten einen Zwischenraum aussparte.

Während dieser Vorkehrungen brach ein gewaltiger Lärm von Stiefeln, Holzschuhen, Gewehrkolben und rauhen Stimmen im Treppenhaus los. Es war für uns drei eine schreckliche Minute, aber der Lärm stieg allmählich über unsere Köpfe hinauf. Wir merkten, daß der Trupp, geführt von der jakobinischen Köchin, zunächst den Speicher durchsuchte. Die Decke krachte, man hörte Drohungen, grobes Lachen, Fußtritte und Bajonetthiebe gegen die Wände. Wir atmeten auf, aber es war keine Sekunde zu

verlieren. Rasch half ich Planchonnet, in den zwischen den Matratzen ausgesparten Zwischenraum zu schlüpfen.

Frau von Luzy, die uns zusah, schüttelte den Kopf. Das in Unordnung geratene Bett machte einen verdächtigen Eindruck.

Sie versuchte es besser zu ordnen, aber das wollte ihr nicht gelingen.

„Ich muß mich hineinlegen", sagte sie.

Sie blickte auf die Wanduhr; es war 7 Uhr abends. Man würde es nicht natürlich finden, daß sie sich so früh niedergelegt habe. Sich aber krank zu stellen, daran war nicht zu denken; die jakobinische Köchin würde die List entdecken.

So stand sie einige Sekunden nachdenklich. — Dann ruhig, einfach, mit einer erhabenen Unbefangenheit, entkleidete sie sich vor mir, legte sich ins Bett und befahl mir, meine Stiefel, meinen Rock und meine Krawatte abzulegen.

„Sie müssen meinen Geliebten spielen, und wir müssen uns überraschen lassen. Wenn sie kommen, werden Sie nicht Zeit gehabt haben, Ihre Toilette wieder in Ordnung zu bringen. Sie werden ihnen in Hemdärmeln öffnen, — mit aufgelösten Haaren."

Alle unsere Vorbereitungen waren getroffen, als die Bürgergarde schimpfend und fluchend vom Speicher herunterkam.

Den unglücklichen Planchonnet packte ein solches Zittern, daß das ganze Bett erschüttert wurde. Außerdem ging sein Atem so heftig, daß man sein Pfeifen bis auf den Korridor hören mußte.

„Das ist schade," murmelte Frau von Luzy, „ich war schon so zufrieden mit meinem kleinen Kunstgriff. Nun, verzweifeln wir nicht, und Gott helfe uns."

Eine rohe Faust rüttelte an der Türe.

„Wer klopft", fragte Pauline.

„Die Vertreter der Nation."

„Können Sie nicht einen Augenblick warten?"

„Mach auf, oder wir schlagen die Tür ein!"

„Öffnen Sie, lieber Freund!"

Plötzlich, wie durch ein Wunder, hörte Planchonnet auf zu zittern und zu röcheln.

III.

Lubin trat als erster ein, umgürtet mit seiner Schärpe und gefolgt von einem Dutzend Piken. Er blickte abwechselnd auf Frau von Luzy und auf mich.

„Alle Wetter," schrie er, „wir stören Verliebte auf. Verzeihen Sie, meine Schöne!"

Dann, sich zu den Garden wendend:

„Sittlichkeit haben nur noch die Sansculotten."

Aber trotz seiner Prinzipien hatte ihn dies Zusammentreffen heiter gestimmt.

Er setzte sich aufs Bett und faßte die schöne Aristokratin unters Kinn.

„Es ist zwar wahr," sagte er, „daß dieser Mund nicht dazu gemacht ist, um Tag und Nacht Paternoster zu murmeln. Das wäre schade. Aber die Republik vor allem! Wir suchen den verrückten Planchonnet. Hier ist er, das weiß ich sicher. Ich muß ihn haben! Ich werde ihn guillotinieren lassen; das wird meine Karriere fördern."

„Also suchen Sie!"

Sie sahen unter die Möbel, rissen die Schränke auf, stachen mit ihren Piken unter das Bett und untersuchten die Matratzen mit den Bajonetten.

Lubin kratzte sich hinter dem Ohr und schielte dabei auf mich. Frau von Luzy fürchtete, ich könne peinlich verhört werden und sagte:

„Du kennst das Haus so gut wie ich, lieber Freund; nimm die Schlüssel und führe Herrn Lubin überall hin. Ich weiß, es wird dir ein Vergnügen sein, Patrioten den Weg zu zeigen."

Ich geleitete die Männer in den Keller, wo sie das Brennholz durcheinander warfen und eine ziemliche Menge Fläschen leerten. Hierauf schlug Lubin mit dem Kolben die Fässer ein und gab, den weinüberschwemmten Keller verlassend, den Befehl zum Abmarsch.

Ich ging mit bis zum Gartentor, das ich hinter ihnen verschloß, und beeilte mich, Frau von Luzy zu melden, daß wir gerettet seien.

Bei meiner Nachricht neigte sie sich über das Bett und rief:

„Herr Planchonnet, Herr Planchonnet!"

Ein schwacher Seufzer antwortete ihr:

„Gott sei gelobt"! rief sie, „Herr Planchonnet, ich hatte entsetzliche Angst um Sie. Ich glaubte Sie tot."

Dann, sich zu mir wendend:

„Armer Freund, es hat Ihnen so viel Freude gemacht, mir von Zeit zu Zeit zu sagen, daß Sie mich liebten. Nun werden Sie es mir wohl nie mehr sagen."

El Verdugo / Von Honoré de Balzac

Die Turmuhr der kleinen Stadt Menda hatte Mitternacht geschlagen. An der Brüstung einer langen Terrasse, welche die Gärten des Schlosses von Menda einfaßte, lehnte ein junger französischer Offizier und schien in tieferes Sinnen versunken, als es bei der Sorglosigkeit des militärischen Lebens sonst üblich war; es muß aber auch gesagt werden, daß kaum je eine Landschaft, eine Nacht und eine Stunde mehr zur Nachdenklichkeit geschaffen war. Der schöne Himmel Spaniens wölbte über seinem Haupte einen azurnen Dom. Die flimmernden Sterne und das sanfte Licht des Mondes erhellen ein entzückendes Tal, das sich anmutig zu seinen Füßen breitete. An einen blühenden Orangenbaum gelehnt, konnte der Bataillonschef hundert Fuß tiefer die Stadt Menda liegen sehen, die sich zum Schutz gegen die Nordwinde zu Füßen des Felsens, der das Schloß trug, hingelagert hatte. Wenn er den Kopf wandte, erblickte er das Meer, dessen strahlende Fluten die Landschaft mit einem breiten Silbergürtel einsäumten. Das Schloß war erleuchtet. Der festliche Lärm eines Balles, die Klänge des Orchesters, das Gelächter der Offiziere und ihrer Tänzerinnen drangen, vermischt mit dem Murmeln der fernen Brandung, an sein Ohr. Die Frische der Nacht verlieh seinem von der Glut des Tages erschlafften Körper neue Energie. Die Gärten waren mit so duftenden Bäumen und berauschenden Blumen bepflanzt, daß es dem jungen Manne schien, als tauche er in ein Bad von Düften.

Das Schloß von Menda gehörte einem spanischen Granden, der es gegenwärtig mit seiner Familie bewohnte. Während dieses

[illegible] Offizier mit so
[illegible] Mitgefühl einer
[illegible] sammenrich zu
[illegible] Brüder und
[illegible] des Marquis von
[illegible] genug,
[illegible] eine reiche
[illegible] zu sagen, daß
[illegible] auf seine Grandens
[illegible] eines Pariser
[illegible] die Franzosen
[illegible] S . . r . . r . .,
[illegible] daß er zugunsten
[illegible] das von
[illegible] in der kleinen Stadt eins
[illegible] Gegenden, die dem Mar-
[illegible] zu halten. Eine vor
[illegible] des Marschall Ney ließ be-
[illegible] an der Küste landen
[illegible] einen Mann, der mit
[illegible] unterrichtet. So war denn
[illegible] der dieser Spanier
[illegible] auf seiner Hut.
[illegible] die Stadt und
[illegible] Landschaften überblicken
[illegible] zu deuten habe,
[illegible] und wie die Ruhe des
[illegible] eines Generals vereinbar sei. In
[illegible] Gedanken verschwunden und
[illegible] und sehr berechtigten
[illegible] Platz gemacht. Er hatte in der Stadt eine Menge Lichter

bemerkt. Trotzdem an diesem Tag das Fest des heiligen Jakob war, hatte er noch am Morgen befohlen, daß alle Feuer zu der von ihm bestimmten Stunde gelöscht würden. Nur das Schloß war von dieser Maßregel ausgenommen worden. Wohl sah er hier und dort, an den gewohnten Posten die Bajonette seiner Soldaten aufblitzen; sonst aber war feierliche Stille, und nichts verkündete, daß die Spanier sich dem Rausche eines Festes hingaben. Nachdem er versucht hatte, sich die Übertretung, deren die Einwohner sich schuldig machten, zu erklären, fand er dieses Delikt nur um so geheimnisvoller, als er drunten Offiziere zurückgelassen hatte, die als Nachtpolizei die Runde zu machen hatten.

Mit dem Ungestüm der Jugend eilte er zu einer Bresche, um an den Felsen hinabzuklettern und auf diese Weise rascher als auf dem gewöhnlichen Wege zu einem kleinen Posten zu gelangen, der auf der Schloßseite am Eingang der Stadt aufgestellt war, als ein schwaches Geräusch seinen Lauf hemmte. Er glaubte den Sand der Wege unter dem leichten Schritt einer Frau knirschen zu hören. Er wandte den Kopf und sah nichts; aber seine Augen wurden von dem seltsamen Glanz des Meeres angezogen. Er gewahrte dort ein so unheilvolles Schauspiel, daß er vor Überraschung reglos stehen blieb und an eine Sinnestäuschung glaubte. Die bleichen Strahlen des Mondes erlaubten ihm, in ziemlicher Entfernung auf dem Meere eine Menge Segel wahrzunehmen. Er zitterte und suchte sich einzureden, diese Vision sei eine durch Wellen und Mondlicht hervorgerufene optische Täuschung.

In diesem Augenblick hörte sich der Offizier durch eine heisere Stimme angerufen, er wandte sich der Bresche zu und sah dort langsam den Kopf des Soldaten auftauchen, von dem er sich ins Schloß hatte begleiten lassen.

„Sind Sie es, Herr Kommandant!“

worden waren, hatten eine beispiellose Wut. Die Strecke vom Quartier des Generals bis zur Stadt Menda wurde in erstaunlich kurzer Zeit zurückgelegt. Unterwegs fand der General ganze Dörfer unter den Waffen. Jeder dieser elenden Marktflecken wurde umzingelt und seine Bewohner dezimiert.

Ein unerklärliches Verhängnis hatte es gewollt, daß die englischen Schiffe, statt weiter vorzurücken, draußen vor Anker liegen geblieben waren; später allerdings erfuhr man, daß die Besatzung dieser Schiffe nur aus Artillerie bestand und daß dieser Teil des Transportes die Reise schneller zurückgelegt hatte als der Rest. So wurde die Stadt Menda, der das Erscheinen der englischen Segel die erwarteten Hilfskräfte anzukündigen schien, in ihren Hoffnungen getäuscht und fast ohne Schwertstreich von den französischen Truppen eingeschlossen. Die entsetzten Einwohner wollten sich auf Gnade und Ungnade ergeben. Ein Opfermut, wie er auf dieser Halbinsel nicht selten war, veranlaßte die Mörder der Franzosen, dem als grausam bekannten General vorzuschlagen, sie wollten sich selber stellen, um so die vermutliche Einäscherung der Stadt und die Niedermetzelung ihrer gesamten Bevölkerung abzuwenden. Er nahm das Anerbieten an, stellte aber zur Bedingung, daß alle Einwohner des Schlosses, vom letzten Diener bis zum Marquis, ihm ausgeliefert würden. Als ihm diese Übergabe zugestanden worden, versprach der General, die übrige Einwohnerschaft zu begnadigen und seine Soldaten an der Plünderung und Einäscherung der Stadt zu hindern. Eine ungeheure Geldstrafe wurde verlangt, und die reichsten der Einwohner stellten sich als Geiseln, um die Zahlung zu verbürgen, die innerhalb vierundzwanzig Stunden erfolgen sollte.

Der General ergriff alle nötigen Maßnahmen zur Sicherheit seiner Truppen, zur Verteidigung des Landes und lehnte es ab, seine Soldaten in die Häuser einzuquartieren. Er ließ sie ein

an; dann aber gehorchte er dem Selbsterhaltungstrieb, der oft den stärksten Menschen niederzwingt, und lief in der bezeichneten Richtung durch den Park, über Felsen, die bis dahin nur von den Ziegen begangen worden waren. Er hörte, wie Clara ihren Brüdern zurief, ihn zu verfolgen; er hörte die Schritte seiner Mörder; die Kugeln mehrerer Salven pfiffen ihm um die Ohren; aber er erreichte das Tal, fand das Pferd, bestieg es und verschwand mit der Geschwindigkeit des Blitzes.

In wenigen Stunden erreichte der junge Offizier das Quartier des Generals G . . t . . r, den er mit seinem Stab beim Essen antraf.

„Ich bringe Ihnen meinen Kopf!“ rief der Bataillonschef, als er bleich und erschöpft eintrat.

Er setzte sich und erzählte das entsetzliche Abenteuer. Eine furchtbare Stille folgte seinem Bericht.

„Ich finde, Sie haben mehr Unglück als Schuld“, sagte endlich der schreckliche General. „Sie sind nicht verantwortlich für die Freveltat der Spanier; und falls der Marschall nicht anders bestimmt, so spreche ich Sie frei.“

Diese Worte waren dem unglücklichen Offizier nur ein schwacher Trost.

„Wenn der Kaiser das erfährt“, rief er.

„Er würde Sie füsilieren lassen,“ sagte der General; „aber wir werden sehen. Also, sprechen wir nicht mehr davon, als nur in dem Sinne,“ fuhr er in strengem Tone fort, „wie wir eine Rache nehmen können, die diesem Lande, wo man wie die Wilden Krieg führt, einen heilsamen Schrecken einjagt.“

Eine Stunde später befand sich ein ganzes Regiment, eine Kavallerieabteilung und eine Artilleriebedeckung unterwegs. Der General und Viktor marschierten an der Spitze der Kolonne. Die Soldaten, die von dem Massaker an ihren Kameraden unterrichtet

[illegible] Die [illegible] vom [illegible] erstaun- [illegible] General ganze [illegible] einer [illegible] [illegible]

[illegible] die eng- [illegible] Unter legen [illegible] Bewegung [illegible] Teil des [illegible] der Zeit. [illegible] requiriren [illegible] ihren [illegible] von den [illegible] Einwohner [illegible] Übermut, [illegible] die Mörder [illegible] verabschiedeten. [illegible] Bevölkerung [illegible] zur Be- [illegible] Diener [illegible] Als [illegible] diese [illegible] die übrige [illegible] an der [illegible] Eine un- [illegible] der Ein- [illegible] zu verbürgen, [illegible] sollte.

[illegible] zur Sicherheit [illegible] ab, [illegible] Er [illegible] sie ein

Feldlager aufschlagen und stieg dann zum Schloß hinauf, das er in militärischen Besitz nahm. Die Mitglieder der Familie von LeganNes und die Dienerschaft wurden geknebelt und allen Blicken entzogen, indem man sie in den Saal einschloß, in welchem der Ball stattgefunden hatte. Von den Fenstern dieses Saales konnte man leicht die Terrasse überblicken, welche die Stadt beherrschte. Der Stab richtete sich in einer daranschließenden Galerie ein, wo der General zunächst die Maßnahmen beratschlagte, die zur Verhinderung einer Landung der Engländer zu ergreifen wären. Nachdem man einen Flügeladjutanten an den Marschall Ney abgeschickt und die Aufstellung von Batterien an der Küste angeordnet hatte, beschäftigten sich der General und sein Stab mit den Gefangenen. Zweihundert von den Einwohnern ausgelieferte Spanier wurden sogleich auf der Terrasse erschossen. Nach dieser militärischen Exekution befahl der General, soviel Galgen aufzustellen, als Leute im Saale des Schlosses waren, und den Henker der Stadt kommen zu lassen.

Viktor Marchant benutzte die Zeit vor dem Diner, um die Gefangenen zu besuchen. Er kehrte bald zum General zurück.

„Ich eile herbei,“ sagte er mit bewegter Stimme, „um einige Gnade zu erbitten.“

„Sie!“ erwiderte der General mit bitterer Ironie.

„Ach!“ entgegnete Viktor, „es sind traurige Gnaden, die ich erbitte. Der Marquis hatte die Aufstellung der Galgen gesehen, und er hofft, daß Sie die Hinrichtungsart für seine Familie ändern; er bittet, die Adligen zu köpfen.“

„Es sei“, sagte der General.

„Sie bitten ferner, daß man ihnen die Tröstungen der Religion zukommen lasse und sie von ihren Fesseln befreie; sie versprechen, keinen Fluchtversuch zu wagen.“

„Zugestanden,“ sagte der General, „aber Sie bürgen für sie.“

worden waren, hatten eine beispiellose Wut. Die Strecke vom Quartier des Generals bis zur Stadt Menda wurde in erstaunlich kurzer Zeit zurückgelegt. Unterwegs fand der General ganze Dörfer unter den Waffen. Jeder dieser elenden Marktflecken wurde umzingelt und seine Bewohner dezimiert.

Ein unerklärliches Verhängnis hatte es gewollt, daß die englischen Schiffe, statt weiter vorzurücken, draußen vor Anker liegen geblieben waren; später allerdings erfuhr man, daß die Besatzung dieser Schiffe nur aus Artillerie bestand und daß dieser Teil des Transportes die Reise schneller zurückgelegt hatte als der Rest. So wurde die Stadt Menda, der das Erscheinen der englischen Segel die erwarteten Hilfskräfte anzukündigen schien, in ihren Hoffnungen getäuscht und fast ohne Schwertstreich von den französischen Truppen eingeschlossen. Die entsetzten Einwohner wollten sich auf Gnade und Ungnade ergeben. Ein Opfermut, wie er auf dieser Halbinsel nicht selten war, veranlaßte die Mörder der Franzosen, dem als grausam bekannten General vorzuschlagen, sie wollten sich selber stellen, um so die vermutliche Einäscherung der Stadt und die Niedermetzelung ihrer gesamten Bevölkerung abzuwenden. Er nahm das Anerbieten an, stellte aber zur Bedingung, daß alle Einwohner des Schlosses, vom letzten Diener bis zum Marquis, ihm ausgeliefert würden. Als ihm diese Übergabe zugestanden worden, versprach der General, die übrige Einwohnerschaft zu begnadigen und seine Soldaten an der Plünderung und Einäscherung der Stadt zu hindern. Eine ungeheure Geldstrafe wurde verlangt, und die reichsten der Einwohner stellten sich als Geiseln, um die Zahlung zu verbürgen, die innerhalb vierundzwanzig Stunden erfolgen sollte.

Der General ergriff alle nötigen Maßnahmen zur Sicherheit seiner Truppen, zur Verteidigung des Landes und lehnte es ab, seine Soldaten in die Häuser einzuquartieren. Er ließ sie ein

den Schmerz dieser grausamen Feinde. Forschende Neugier belebte die Gesichter, als Viktor erschien. Er gab Befehl, die Verurteilten von den Fesseln zu befreien, und machte sich selber daran, die Stricke zu lösen, die Clara auf ihren Stuhl gefangen hielten. Sie lächelte traurig. Der Offizier konnte es sich nicht versagen, die Arme des jungen Mädchens zu berühren, während er ihr schwarzes Haar und ihren geschmeidigen Wuchs bewunderte. Sie war eine echte Spanierin: Sie hatte die spanische Gesichtsfarbe, die spanischen Augen, lange gebogene Wimpern und eine Pupille, schwärzer als die Schwingen des Raben.

„Haben Sie etwas erreicht?“ fragte sie mit einem düsteren Lächeln, das doch den ganzen Liebreiz eines jungen Mädchens hatte.

Viktor konnte nicht umhin, zu seufzen. Er blickte der Reihe nach auf die drei Brüder und auf Clara. Der eine, der älteste, war dreißig Jahre alt. Klein, schlecht gebaut, mit einer stolzen und verächtlichen Miene, hatten seine Bewegungen dennoch einen gewissen Adel, und jene Zartheit der Empfindung, die einst die spanische Galanterie so berühmt gemacht hat, schien ihm nicht fremd zu sein. Er nannte sich Joanito. Der zweite, Philipp, war etwa zwanzig Jahre alt. Er hatte Ähnlichkeit mit Clara. Der dritte war acht Jahre alt. Ein Maler hätte in den Zügen Manuels etwas von jener römischen Standhaftigkeit entdeckt, die David den Kindern in seinen republikanischen Blättern verliehen hat. Der alte Marquis hatte ein weißhaariges Haupt, das an die Männerköpfe Murillos erinnerte.

Beim Anblick dieser Menschen schüttelte Viktor den Kopf, denn er verzweifelte daran, daß einer von ihnen auf den Handel des Generals eingehen werde; dennoch wagte er, ihn Clara anzuvertrauen. Die Spanierin schauderte zurück, plötzlich aber beruhigten sich ihre Züge, und sie kniete vor ihrem Vater nieder.

„Oh!“ sagte sie zu ihm, „lassen Sie Juanito schwören, daß

er den Befehlen, die Sie ihm geben werden, treu gehorcht — und wir können zufrieden sein."

Die Marquise erbebte in Hoffnung; doch als sie sich zu ihrem Gatten hinüberneigte und das schreckliche Geständnis Claras vernahm, sank diese Mutter in Ohnmacht. Juanito begriff alles, er machte einen Satz, wie ein Löwe im Käfig.

Viktor nahm es auf sich, die Soldaten abtreten zu lassen, nachdem er vom Marquis die Zusicherung völliger Unterwerfung erhalten hatte. Die Diener wurden fortgeführt und dem Henker ausgeliefert, der sie aufknüpfte. Als die Familie nur noch Viktor zum Wächter hatte, erhob sich der alte Vater.

„Juanito!" sagte er.

Juanito erwiderte nur durch eine Kopfbewegung, die ein „Nein" bedeutete, sank in seinen Stuhl zurück und blickte seine Eltern mit trockenem und entsetztem Auge an. Clara kam und setzte sich auf seine Knie und sagte mit heiterem Gesicht:

„Mein lieber Juanito!" Sie legte den Arm um seinen Nacken und küßte ihn auf die Augenlider; „wenn du wüßtest, wie süß mir der Tod durch deine Hand sein wird! Ich brauche nicht die ekelhafte Berührung der Hände eines Henkers zu dulden. Du wirst mich heilen von den Leiden, die auf mich warten und ... mein guter Juanito, du wolltest mich niemandem gönnen, also ..."

Ihre samtdunklen Augen warfen einen feurigen Blick auf Viktor, wie um im Herzen Juanitos seinen Abscheu gegen die Franzosen von neuem zu wecken.

„Habe Mut," sagte sein Bruder Philipp; „sonst muß unser fast königliches Geschlecht erlöschen."

Da erhob sich Clara; die Gruppe, die sich um Juanito gebildet hatte, trat auseinander; und dieser mit gutem Recht rebellische Sohn sah seinen alten Vater vor sich stehen, der mit feierlicher Stimme rief:

„Juanito, ich befehle es dir!"

Der junge Graf rührte sich nicht; sein Vater sank auf die Knie; unwillkürlich folgten Clara, Manuel und Philipp seinem Beispiel. Alle streckten bittend die Hände nach ihm aus, der die Familie vor der Vergessenheit bewahren sollte, und schienen die väterlichen Worte zu wiederholen:

„Mein Sohn, sollte dir die Willenskraft und das echte Hochgefühl des Spaniers fehlen? Willst du mich noch lange auf den Knien liegen lassen, und darfst du dein Leben und deine Leiden in Betracht ziehen? — Ist dies mein Sohn, Madame?" fügte der Greis hinzu, indem er sich zur Marquise wandte.

„Er willigt ein!" rief die Mutter verzweifelt, als sie Juanito mit den Augenbrauen eine Bewegung machen sah, deren Bedeutung nur ihr bekannt war.

Mariquita, die zweite Tochter, lag auf den Knien und hielt mit den schwachen Armen die Mutter umschlungen; und da sie heiße Tränen weinte, kam ihr kleiner Bruder Manuel, um sie zu schelten. In diesem Augenblick trat der Kaplan des Schlosses ein; er wurde sogleich von der Familie umringt, man führte ihn zu Juanito. Viktor, der die Szene nicht mehr ertragen konnte, machte Clara ein Zeichen und eilte, einen letzten Versuch beim General zu wagen. Er fand ihn in fröhlicher Laune mitten beim Festmahl und mit seinen Offizieren anstoßend, die lustige Reden zu halten begannen.

Eine Stunde später betraten hundert der angesehensten Einwohner Mendas die Terrasse, um nach den Befehlen des Generals Zeugen der Hinrichtung der Familie Legannes zu sein. Eine Abteilung Soldaten wurde aufgestellt, um die Spanier zu bewachen, die man unter die Galgen wies, an denen die Bedienten des Marquis aufgehängt waren. Die Köpfe der Bürger berührten fast die Füße dieser Märtyrer. Dreißig Schritte von

ihnen erhob sich ein Block und erglänzte ein krummer Säbel. Der Henker war anwesend, für den Fall, daß Juanito sich weigern sollte.

Bald vernahmen die Spanier inmitten der tiefsten Stille den Schritt mehrerer Personen, den taktmäßigen Marsch eines Piketts Soldaten und das leichte Klirren ihrer Gewehre. Diese verschiedenen Geräusche mischten sich mit den fröhlichen Lauten vom Offiziersmahl, wie kürzlich die Ballmusik die Vorbereitungen zu blutigem Verrat übertönt hatte. Aller Blicke wandten sich dem Schlosse zu, und man erblickte die adelige Familie, die mit unglaublicher Sicherheit heranschritt. Alle Stirnen waren ruhig und gelassen. Ein einziger Mann stützte sich bleich und gebrochen auf den Priester, der alle Tröstungen der Religion an diesen Mann verschwendete — den einzigen, der am Leben bleiben sollte. Der Henker und alle Welt wußte nun, daß Juanito für einen Tag des Henkers Stelle eingenommen hatte. Der alte Marquis und seine Gattin, Clara, Mariquita und ihre beiden Brüder knieten ein paar Schritte vor dem verhängnisvollen Orte nieder. Juanito wurde vom Priester geführt. Als er bei dem Richtblock angekommen war, zupfte ihn der Henker am Ärmel, nahm in beiseite und gab ihm offenbar einige Weisungen. Der Beichtvater stellte die Opfer so auf, daß sie die Hinrichtung nicht mitansehen konnten. Aber es waren echte Spanier, die sich ohne Schwächeanwandlung aufrecht hielten.

Clara eilte als erste auf ihren Bruder zu:

„Juanito,“ sagte sie zu ihm, „habe Mitleid mit meinem geringen Mut! Beginne mit mir!“

Da vernahm man die eiligen Schritte eines Mannes. Viktor betrat den Schauplatz dieser Szene. Clara lag bereits auf den Knien; ihr weißer Nacken wartete auf das Schwert. Der Offizier erbleichte, aber er fand die Kraft, herbeizueilen.

„Der General schenkt dir das Leben, wenn du mich heiraten willst“, sagte er mit leiser Stimme.

Die Spanierin warf dem Offizier einen Blick der Verachtung und des Stolzes zu.

„Vorwärts, Juanito!“ sagte sie in tiefem Tonfall.

Ihr Haupt rollte Viktor vor die Füße. Die Marquise von Legannes machte eine krampfhafte Bewegung, als sie das Geräusch vernahm; es war das einzige Zeichen ihres Schmerzes.

„Liege ich gut so, mein lieber Juanito?“ fragte der kleine Manuel seinen Bruder.

„Ah, du weinst, Mariquita!“ sagte Juanito zu seiner Schwester.

„O ja“, erwiderte das junge Mädchen. „Ich denke an dich, mein armer Juanito: Du wirst sehr unglücklich sein ohne uns!“

Bald erschien die hohe Gestalt des Marquis. Er blickte auf das Blut seiner Kinder, wandte sich zu den stummen und reglosen Zuschauern, breitete die Hände gegen Juanito aus und sagte mit starker Stimme:

„Spanier, ich gebe meinem Sohn meinen väterlichen Segen! — Jetzt, Marquis, schlage furchtlos zu, du bist ohne Tadel.“

Als aber Juanito seine Mutter, vom Beichtvater gestützt, herantreten sah, rief er aus:

„Sie hat mich gesäugt!“

Seine Stimme entriß den Versammelten einen Schrei des Entsetzens, der den Lärm des Festmahls und das fröhliche Gelächter der Offiziere verstummen machte.

Die Marquise begriff, daß Juanitos Mut erschöpft war; mit einem Satz warf sie sich über die Balustrade und zerschmetterte sich den Kopf an den Felsen. Ein Schrei der Bewunderung erhob sich. Juanito war ohnmächtig umgesunken.

„Herr General,“ sagte ein halbbetrunkener Offizier, „Marchant

hat man soeben von dieser Hinrichtung erzählt; ich wette, Sie haben sie nicht beschrieben …"

„Sie vergessen wohl, meine Herren," rief der General G..t..r, „daß in einem Monat fünfhundert Familien Frankreichs in Tränen sein werden, und daß wir hier in Spanien sind? Wollen Sie, daß wir unsere Knochen hier lassen?"

Nach dieser Zwischenrede fand sich niemand mehr, nicht einmal ein Unterleutnant, der sein Glas zu leeren wagte. —

Trotz der Achtung, mit der er umgeben ist, trotz des Titels El Verdugo (der Henker), den der König von Spanien dem Marquis von Leganes als Adelstitel verliehen hat, wird er vom Kummer verzehrt; er lebt einsam und zeigt sich selten. Von der Last seiner bewunderungswürdigen Untat gebeugt, scheint er mit Ungeduld darauf zu warten, daß die Geburt eines zweiten Sohnes ihm das Recht gibt, sich den Schatten anzuschließen, die ihn unausgesetzt begleiten.

Die Béarnaise / Von Wilhelm Schäfer

[illegible]

[illegible] der Zuckerbäcker, [illegible] machte, die er mit nichts als einem grünen Stein bezahlte: dann hatten sie [illegible] wie einen silbernen Zweig. Ob-

wohl es soviel Zuschauern vordem jahrein jahraus ein Stück zum Staunen gewesen war, wie er gespenstisch auf der grünbehangenen Tonne inmitten stand und die fünf edlen Pferde zum Takt der Bearnaise im Kreis herum stolzieren ließ: Nello voran, den sieghaften Schimmel, der seine Schenkel wie die Königin von Saba mit edlen Schritten hob. Bis plötzlich da, wo die drei schweren Baßtöne das Finale einleiteten, der Mourier den Stein hoch hob, den grünen Stein aus Malachit mit eingeschnittenen Schlangenköpfen, und die Verwandlung eintrat:

Nello, der so stolz geschritten war, fing an zu hinken und schleppte die Füße kaum noch fort, die schwarze Sylva drehte sich im Walzer mit ihren dicken langbehaarten Beinen, Mariette, der wie ein Kalb gefleckte Pony, ging als ein Grislybär wild in die Hinterbeine, die braune Lisette fing an zu scharren wie ein Schatzgräber, und Pierre, der hochbeinige Goldfuchs, dessen Schönheit den Schimmel Nello fast überstrahlte, brach in die Knie, wie wenn ihm irgendwer mit einem Messer hindurchgeschnitten hätte. So mußten sie in einer traurigen Gruppe bleiben, die erst so edel im Kreis gelaufen waren, bis die drei gellenden Läufe der Musik den Schlußakkord erreichten und Mourier den Stein in seinem grünen glasperlenbesetzten Talar verschwinden ließ.

Das war der große Schluß des Abends, und niemals hatte der Mourier danach vergebens mit dem Blechteller gerasselt; bis er in Saargemünd so übel anlief und sich vor der Seuche böser Spottlust seitwärts in die Berge und zu den Bauern schlug.

Nach einer schlimmen Fahrt auf regenweichen Wegen war er nach Hundlingen hinaufgekommen von Saargemünd und hatte rasch das Dorf um seinen grünen Wagen und die Schabracken seiner edlen Pferde versammelt. Hier stand die Sonntagssonne

wieder hell am Himmel, hier gab es keine Lacher, mißtrauisch gemacht durch dreiste Zweifel, hier waren die Sousstücke besonders dick, weil man die blankgescheuerten nicht kannte.

Um vier Uhr fing er mit seinem Umzug an. Voran zu Fuß mit schmetternden Trompetentönen Camillo im feuerroten Trikot, hinter ihm mit dicken Beinen die schwarzbehaarte Sylva, zwei weitere Kinder Medenellas auf dem Rücken mit goldpapierenen Engelflügeln, dann das gefleckte Kälbchen Mariette mit der Trapezkünstlerin Camilla, hierauf Lisette, die braune, mühsamer schreitend unter dem Wust von Rosatüll, in dem die Zirkusmutter schwitzte, dann endlich Nello, der sieghafte Schimmel, Nello mit ihm selber, dem Hexenmeister Mourier, der mit gespreizten Fingern den grünen Stein hochhielt; zuletzt Pierre mit einem Affen in großer Uniform als General.

Die sinkende Herbstsonne übergoß den bunten Plunder mit einem gütigen Schmelz, rot und schwitzend folgten die Hundslinger den schmetternden Klängen und drängten fast die Dorfstraße auseinander: da scholl ein Peitschenschlag und das Getrapp von müden Pferden. Um die Waldecke — man sah am dicken Kirchturm vorbei den Weg hinauf — kamen Reiter in Uniform, vor zwei Kutschwagen her. Die reichlich überraschten Bauern drängten rückwärts gaffend den Festzug gegen den Brunnen, daß er nicht weiter konnte; so dicht gestaut, daß auch die Reiter halten mußten. Die Wagen fuhren gleichfalls auf, und während noch der Mourier verachtungsvoll von seinem Schimmel nach den abgetriebenen Postpferden der Ankömmlinge sah, öffnete sich im vordersten Wagen auch schon ein Fenster. Ein dickes freundliches Gesicht sah auf den Festzug und die fünf edlen Pferde und winkte nach den Reitern. Die ritten eilfertig hinzu und spähten gehorsam nach den Pferden, an denen die dicke Hand etwas zu zeigen schien: auf die gutgepflegten Pferde des Mourier, die nirgendwo saftigeres

Futter gefunden hatten als an den Wegen hier. Wenn das nun ein Präfekt war? Oder ein Gouverneur?

Doch war es noch viel schlimmer. Es waren zwei Generäle und zwei Minister mit einem dicken König, der es liebte, so bürgerlich zu reisen. Heute abend wollte er in Saargemünd einreiten und brauchte dafür Pferde, die gutgenährt und frischer als die seinen waren. So traf er mitten in dieser Ländlichkeit, wo nur mit Ochsen oder Kühen gepflügt und gefahren wurde, den Mourier mit den fünf edlen Tieren und fiel mit königlichem Vorrecht darüber her. In fünf Minuten hatten die Zirkusleute einen Schwall von Flüchen und königlichen Befehlen über sich ergehen lassen müssen, der Mourier und seine Medenella, Camilla und die beiden Goldengel waren mit allem Plunder aus den Sätteln entfernt, selbst Joko, der Affe, hatte seinen Goldfuchs einem andern General herleihen müssen. Aneinander gekoppelt wie zum Handel trabten die edlen Pferde hinter den königlichen Wagen her, den Weg hinab nach Saargemünd.

Oben auf dem Kirchplatz blieben die Verlassenen zurück, inmitten einer nun auch von der Spottsucht angegriffenen Menge. Medenella mußte sich mit ihrem schönen Tüll auf den nassen Brunnentrog setzen; die beiden Engel rafften mit allen Fingern ihre goldgenähten Gewänder hoch; die rothaarige Camilla aber ließ trotzig ihre kostbaren Säume durch den klebrigen Schmutz schleifen; Camillo hielt seine Trompete in der Hand wie einen streitgerechten Morgenstern; Joko, der Affe, hockte neben seiner Herrin auf dem Brunnentrog und ließ die blauen Schöße seiner Uniform betrübt ins Wasser hängen: Alle aber sahen mit bösem Blick hinunter, wo die stolzen Hälse ihrer Pferde auf und nieder ruckten im schnellen Trab, bis sie verschwanden hinter herbstlichen Bäumen.

Jean Mourier saß auf dem Bock des zweiten Wagens bis an die schwarzen Felsen der Tournette. Da hatte der Weg das Wiesental der Saar erreicht und ging nun durch die Ebene im langen Bogen um die Felsen herum nach Saargemünd. Die rote Sonne hing tief in den Bäumen, als sie da waren. Die Reiter sprangen ab, die Wagen hielten, und rasch begann ein Schauspiel, das dem Mourier als Zirkuskünstler seltsam bekannt war: Aus dem vordersten Wagen kletterte der König mit zwei braunen Männern, von denen der eine lang, der andere kurz und sehnig war. Aus dem zweiten stiegen umständlicher ein Bürger mit Gichtbeinen und ein Männchen mit einer großen Hornbrille aus. Die stellten kollegialisch eine Gruppe mit dem König, gähnten, schüttelten sich und reckten die gelähmten Glieder. Dann zeigten sie hinunter nach den ersten Häusern von Saargemünd, lachten und fingen an, auf offener Straße die bürgerlichen Mäntel auszuziehen. Die Kutscher mit den Reitern schleppten aus den Wagen Röcke, Federhüte und Schärpen aller Art heran. Aus dem Dürren und dem kleinen Sehnigen wurden vor den Augen Mouriers Marschälle in großer Uniform, das Männchen und der Bürger mit den Gichtfüßen bekamen goldene Ordensketten umgehängt und Federhüte auf den Kopf. Der dicke König selber war kaum zu sehen vor lauter Gold und Orden.

Die Pferde wurden gleichfalls geschmückt mit Federbüschen und schuppigen Zügelketten. Bald ließ der König sich als erster in den Sattel heben; er plumpste auf den sieghaften Schimmel Nello, daß der Mourier an seine Medenella dachte. Der kleine Marschall bestieg den Goldfuchs und der große die schwarze Sylva. Der Minister mit den Gichtfüßen wurde auf die braune Lisette gesetzt und das ängstliche Männchen mit der Brille auf den gefleckten Pony Mariette. Die beiden Reiter — auch sie hatten langwehende Büsche auf den Kopf bekommen — ritten vorauf, zum Schluß

folgte der eine Kutscher mit dem kräftigsten der Postpferde, der andere sollte zur Bewachung der Wagen bleiben.

Als dem Jean Mourier die Pferde so feierlich hinunterschritten, von denen er nicht wußte, wann er sie wiedersah, blieb er nicht mehr zurück. Er raffte den Talar und lief den Grashang zu den schwarzen Felsen hinauf. Wo nur ein Splitter vorstand, fand seine Hand den Griff. Der lange Kutscher spektakelte ihm nach und fiel in einen Brombeerstrauch. Er spuckte ihn von oben an und halfterte sich weiter, bis er vom Grat hinunter sah auf Saargemünd, auf die Dächer und den Marktplatz mit dem verkropften Amtshausturm. Er hörte Böller schießen und sah den König an der Brücke, wie er auf seinem Schimmel Nello mit dem Gefolge feierlich einritt. Der Mourier merkte, daß er noch immer barhäuptig im Talar mit Glasperlen war, dazu mit rotgefärbtem Haar; doch sprang er Stein für Stein und tückisch lächelnd, bis er mit wilden Sätzen hinunter an die Saar kam, an einer flachen Stelle hindurch und über eine Mauer in einen Obstgarten; zwischen Buchsbaumhecken her in eine krumme Gasse, wo schon die Fahnen wehten und Menschen standen, durch sie hindurch und über eine Treppe auf den Marktplatz, wo das Getümmel anfing.

Am alten Amtsgebäude standen die Musikanten bereit zum Blasen, und unten zupften die Amtsherren ihre Kragen zurecht. Doch kicherte die Spottsucht vor dem König her und hing sich dem Gefolge mit Gelächter an. Die Saargemünder hatten das gefleckte Kälbchen Mariette und danach auch die anderen Pferde vom Mourier erkannt. So ritt der König erregt und unruhig statt feierlich heran. Nur die Ratsherren merkten nichts; sie gingen ihm entgegen mit entblößten Häuptern und brachten ihm auf rotem Samtkissen die Schlüssel ihrer Stadt — obwohl er längst darin war — und den Ehrentrunk in einem silbernen Hahn.

Schon setzten die Musikanten ihre Hörner und Klarinetten an,

als der Mourier mit großen Sätzen an die Treppe sprang: Die Bearnaise! der König will die Bearnaise!

Die Musikanten setzten erschrocken wieder ab, der Kapellmeister klopfte. Die Noten seines Einzugsmarsches blieben auf den Pulten, aber, was sie spielten, waren die Klänge des wohlbekannten Gassenhauers. Die Wirkung war, wie wenn ein höherer Tanzmeister als der König einen Ball befohlen hätte: Als erster spitzte Nello die edlen Ohren und setzte sich in Trab. Die andern folgten im engen Zirkuskreis über den steinichten Marktplatz. Die Amtsherren durften ihre Blicke nicht von dem Antlitz ihres dicken Königs wenden; so drehten sie sich mit im Kreis, als zögen sie die Pferde an einer Schnur und immer stürmischer um sich herum. Bald mußte der Minister mit der Brille sich an den Hals der hopsenden Mariette klammern und der andere griff in die Mähne der Lisette.

Bis endlich da, wo die drei schweren Baßtöne das Finale einleiteten, die Vorführung ihrer schönsten Künste begann: Der sieghafte Schimmel Nello mit dem König hinkte schwer und konnte kaum noch fort; die schwarzbehaarte Sylva mit dem langen Marschall begann zu walzen und drehte sich wollüstig um den Schimmel im Kreis herum; das gefleckte Kälbchen Mariette ging wild in seine Hinterbeine, daß der kleine Minister wie ein Säckchen Hafer an ihm herunterrutschte auf die spitzen Steine; die braune Lisette fing an zu scharren wie ein Schatzgräber, und Pierre, der hochbeinige Goldfuchs, brach in die Knie und stellte den kleinen Marschall kopfüber auf den Federhut.

Die festlichen Einwohner von Saargemünd mit ihren Amtsherren waren über diese Aufführung so erschrocken, daß ins Gelächter rund um sie ein leeres Loch kam. Nur die Musikanten spielten erbärmlich weiter, bis die drei Läufe endlich den Schlußakkord erreichten und die Pferde standen. Da erst kam soviel

Vernunft in diese Amtsherren, daß sie zum König sprangen, der wütend von dem sieghaften Schimmel Nello herunter wollte, daß sie dem kopfstehenden Marschall auf die Füße halfen und dem sitzenden Minister. Sie mußten auch den andern mit den Gichtfüßen durch die Kellertür unter der Freitreppe rasch in das Amtshaus tragen, weil der König vor den Blicken seiner Untertanen da hineingelaufen war.

Kaum aber war die Tür geschlossen, als ein Spottruf das Gelächter von neuem weckte. Dem Mourier war ein wilder Einfall gekommen, als er in der weiten Tasche seines Talars den Blechteller fand. Er lief umher und hielt ihn hin; und nun war keiner, der den Sous zurückhielt, und alles schrie und lachte und johlte dem Mourier zu, der mit der frechsten Miene nachträglich in Saargemünd die längst verdiente Ernte hielt.

Dem König mußte wohl der Hohn- und Bravoruf der Menge bedenklich geworden sein; er hatte sich danach erkundigt und einer von den Amtsherren war zu dreist im Lügen: von seiner Ungezogenheit beschämt, rief das Volk nach ihm. Und er, dem seine dicken Beine noch zitterten von dem konfusen Ritt, war so verwirrt, daß er mit huldvoller Gnade auf den Balkon hinaustrat. Da stand der Mourier in seinem grünen Talar und hielt dem König auch seinen Teller hin, daß die Sousstücke nach allen Seiten aufs Pflaster klapperten. Und der König, der mit verstörtem Antlitz heruntersah, den grünen Menschen nicht mehr kannte, auch sonst die Sache noch immer nicht begriff: er warf ihm eine von den gefüllten Börsen zu, die er für solche Zwecke stets bei sich trug. Dann wurde das Getöse auf dem Marktplatz so wild, daß sich der König seinem Volk ratlos entzog.

Jean Mourier, der Zirkuskönig, schüttete den Teller in seine Taschen, raffte noch so viel, wie er im Handumdrehen erraffen konnte, pfiff seinem Schimmel Nello, sprang auf, und ritt mit

den fünf edlen Pferden unter dem Gehänge und dem Löwen davon. Gleich an der Brücke [illegible] er [illegible] und [illegible], bis er in dieser Dunkelheit nach [illegible] käme. Er brauchte wie sonst drei Stunden, und der [illegible] machte ein [illegible] Bewußtsein [illegible]. Er war mit seinen [illegible] Pferden [illegible] in den Abend, daß Wälder und Dörfer [illegible], daß die Dunkelheit unter den Rädern [illegible], und vor den [illegible] Augen der [illegible] [illegible] und [illegible], [illegible] und [illegible] in dem ganzen Wagen, der [illegible] den Wald [illegible] den nächsten Weg zur Grenze sah.

Der andere Morgen war der [illegible] [illegible]. Er [illegible] zurück, als dem [illegible] im Augen [illegible], daß seine [illegible], [illegible] in einer [illegible], ein unbekanntes Land [illegible] hatte.

Revolution in Lübeck / Von Thomas Mann

„Was fehlt dir, Bethsy?“ sagte der Konsul Buddenbrook, als er zu Tische kam und den Teller erhob, mit dem man seine Suppe bedeckt hatte. „Fühlst du dich unwohl? Was hast du? Mir scheint, du siehst leidend aus?“

Der runde Tisch in dem weitläufigen Speisesaal war sehr klein geworden. Außer den Eltern saßen alltäglich nur die Erzieherin, Mamsell Jungmann, die zehnjährige Klara und die hagere, demütige und still essende Klothilde daran. Der Konsul blickte umher . . . alle Gesichter waren lang und bekümmert. Was war geschehen? Er selbst war nervös und sorgenvoll, denn die Börse war in Unruhe gehalten von dieser verzwickten schleswig-holsteinischen Angelegenheit . . . Und noch eine andere Unruhe lag in der Luft: Später, als Anton hinausgegangen war, um das Fleischgericht zu holen, erfuhr der Konsul, was im Hause vorgefallen war. Trina, die Köchin Trina, ein Mädchen, das bislang nur Treue und Biedersinn an den Tag gelegt hatte, war plötzlich zu unverhüllter Empörung übergegangen. Zum großen Verdrusse der Konsulin unterhielt sie seit einiger Zeit eine Freundschaft, eine Art von geistigem Bündnis mit einem Schlachtergesellen, und dieser ewig blutige Mensch mußte die Entwicklung ihrer politischen Ansichten in der nachteiligsten Weise beeinflußt haben. Als die Konsulin ihr wegen einer mißratenen Chalottensauce einen Verweis hatte zuteil werden lassen, hatte sie die nackten Arme in die Hüften gestemmt und sich wie folgt geäußert: „Warten Sie man bloß, Fru Konsulin, dat duert nu nich mehr lang, denn kommt ne annere Ordnung in

de Saak; denn sitt ick doar up'm Sofa in' sieden Kleed, un Sei bedeinen mich denn . . ." Selbstverständlich war ihr sofort gekündigt worden.

Der Konsul schüttelte den Kopf. Er selbst hatte in letzter Zeit allerhand Besorgniserregendes verspüren müssen. Freilich, die älteren Träger und Speicherarbeiter waren bieder genug, sich nichts in den Kopf setzen zu lassen; aber unter den jungen Leuten hatte dieser und jener durch sein Benehmen Zeugnis davon gegeben, daß der neue Geist der Empörung sich tückisch Einlaß zu verschaffen gewußt hatte ... Im Frühjahr hatte ein Straßenkrawall stattgefunden, obgleich eine neue Verfassung, die den Anforderungen der neuen Zeit entsprach, bereits im Entwurf vorhanden war, welcher ein wenig später, trotz des Widerspruches Lebrecht Krögers und einiger anderer störrischer alter Herren, durch Senatsdekret zum Staatsgrundgesetz erhoben wurde. Volksvertreter wurden gewählt, eine Bürgerschaft trat zusammen. Aber es gab keine Ruhe. Die Welt war ganz in Unordnung. Jeder wollte die Verfassung und das Wahlrecht revidieren, und die Bürger zankten sich. „Ständisches Prinzip!" sagten die einen; auch Johann Buddenbrook, der Konsul, sagte es. „Allgemeines Wahlrecht!" sagten die anderen; auch Großkaufmann Heinrich Hagenström sagte es. Noch andere schrien: „Allgemeine Ständewahl!" und vielleicht wußten sie sogar, was darunter zu verstehen war. Dann schwirrten noch solche Ideen in der Luft umher, wie Aufhebung des Unterschiedes zwischen Bürgern und Einwohnern, Ausdehnung der Möglichkeit, das Bürgerrecht zu erlangen, auch auf Nichtchristen . . . Kein Wunder, daß Buddenbrooks Trina auf Gedanken verfiel, wie der mit dem Sofa und dem seidenen Kleid! Ach, es sollte noch ärger kommen. Die Dinge drohten eine fürchterliche Wendung zu nehmen ...

Es war ein erster Oktobertag des Jahres achtundvierzig, ein blauer Himmel mit einigen leichten, schwebenden Wolken daran, silberweiß durchleuchtet von einer Sonne, deren Kraft freilich nicht mehr so groß war, daß nicht hinter dem hohen, blanken Gitter im Landschaftszimmer schon der Ofen geknistert hätte.

Die kleine Klara, ein dunkelblondes Kind, saß mit einer Strickerei vorm Nähtische am Fenster, während Klothilde, auf gleiche Weise beschäftigt, den Sofaplatz neben der Konsulin inne hatte. Obgleich Klothilde Buddenbrook nicht viel älter war als ihre verheiratete Cousine, also erst einundzwanzig Jahre zählte, begann ihr langes Gesicht bereits scharfe Linien zu zeigen, und ihr glattgescheiteltes Haar, das niemals blond, sondern von jeher mattgrau gewesen, trug dazu bei, daß das Bild der alten Jungfer schon fertig war. Sie war zufrieden damit, sie tat nichts, um dem abzuhelfen. Vielleicht war es ihr Bedürfnis, schnell alt zu werden, um schnell über alle Zweifel und Hoffnungen hinauszugelangen. Da sie keinen Silbergroschen besaß, so wußte sie, daß niemand in der weiten Welt sich finden würde, sie zu heiraten, und mit Demut sah sie ihrer Zukunft entgegen, die darin bestand, in irgendeiner kleinen Stube eine kleine Rente zu verzehren, die ihr mächtiger Onkel ihr aus der Kasse irgendeiner wohltätigen Anstalt für arme Mädchen aus angesehener Familie verschaffen würde.

Die Konsulin ihrerseits war mit der Lektüre zweier Briefe beschäftigt. Da sie sich der Mitte der Vierziger näherte, beklagte sie sich bitterlich über das Schicksal der blonden Frauen, so rasch zu altern. Der zarte Teint, der einem rötlichen Haar entspricht, wird in diesen Jahren trotz aller Erfrischungsmittel matt, und das Haar selbst würde unerbittlich zu ergrauen beginnen, wenn man nicht Gott sei Dank das Rezept einer Pariser Tinktur besäße, die das fürs erste verhütete. Die Konsulin war entschlossen,

niemals weiß zu werden. Wenn das Färbemittel sich nicht mehr als tauglich erwiese, so würde sie eine Perücke von der Farbe ihres jugendlichen Haares tragen ... Auf der Höhe ihrer noch immer kunstvollen Coiffure war eine kleine, von weißen Spitzen umgebene seidene Schleife angebracht: Der Beginn, die erste Andeutung einer Haube. Ihr seidener Kleiderrock umgab sie weit und bauschig; ihre glockenförmigen Ärmel waren mit steifem Mull unterlegt. Wie stets, klirrten ein paar goldene Reifen leise an ihrem Handgelenk. — Es war drei Uhr nachmittags.

Plötzlich wurde Rufen und Schreien, eine Art von übermütigem Johlen, Pfeifen und das Gestampf vieler Schritte auf der Straße vernehmbar, ein Lärm, der sich näherte und anwuchs ..

„Mama, was ist das?" sagte Klara, die durchs Fenster und in den „Spion" blickte. „All die Leute ... Was haben sie? Worüber freuen sie sich so?"

„Mein Gott", rief die Konsulin, indem sie die Briefe von sich warf, angstvoll aufsprang und zum Fenster eilte. „Sollte es ... O mein Gott, ja die Revolution ... Es ist das Volk ..."

Die Sache war die, daß während des ganzen Tages bereits Unruhen in der Stadt geherrscht hatten. In der Breiten Straße war am Morgen die Schaufensterscheibe des Tuchhändlers Benthien vermittels Steinwurfes zertrümmert worden, wobei Gott allein wußte, was das Fenster des Herrn Benthien mit der hohen Politik zu schaffen hatte.

„Anton!" rief die Konsulin mit bebender Stimme in den Eßsaal hinüber, wo der Bediente mit dem Silberzeug hantierte ... „Anton, geh hinunter! Schließe die Haustür! Mach alles zu! Es ist das Volk ..."

„Ja, Frau Konsulin!" sagte Anton. „Kann ich das auch wagen? Ich bin ein Herrschaftsknecht ... Wenn sie meine Livree zu sehen kriegen ..."

„Die bösen Menschen“, sagte Klothilde traurig und gedehnt, ohne ihrer Handarbeit Einhalt zu tun. — In diesem Augenblick kam der Konsul durch die Säulenhalle und trat durch die Glastür ein. Er trug seinen Paletot über dem Arm und den Hut in der Hand.

„Du willst ausgehen, Jean?“ fragte die Konsulin entsetzt ...

„Ja, Liebe, ich muß in die Bürgerschaft.“

„Aber das Volk, Jean, die Revolution ...“

„Ach, lieber Gott, das ist nicht so ernst, Bethsy ... Wir stehen in Gottes Hand. Sie sind schon am Hause vorüber. Ich gehe durch das Hinterhaus ...“

„Jean, wenn du mich lieb hast ... Du willst dich dieser Gefahr aussetzen, willst uns hier allein lassen... Oh, ich ängstige mich, ich ängstige mich!“

„Liebste, ich bitte dich, du echauffierst dich auf eine Weise ... die Leute werden vorm Rathaus oder auf dem Markt ein bißchen spektakeln... Vielleicht wird es dem Staat noch ein paar Fensterscheiben kosten, das ist alles.“

„Wohin willst du, Jean?“

„In die Bürgerschaft ... ich komme schon fast zu spät, die Geschäfte haben mich aufgehalten. Es wäre eine Schande, da heute zu fehlen. Meinst du, daß dein Vater sich abhalten läßt? So alt er ist ...“

„Ja, dann geh mit Gott, Jean ... Aber sei vorsichtig, ich bitte dich, nimm dich in acht! Und habe ein Auge auf meinen Vater! Wenn ihm etwas zustieße ...“

„Unbesorgt, meine Liebe ...“

„Wann kommst du zurück?“ rief die Konsulin ihm nach ...

„Je nun, um halb fünf, um fünf Uhr ... je nachdem. Es steht Wichtiges auf der Tagesordnung, es kommt darauf an ...“

„Ach, ich ängstige mich, ich ängstige mich!" wiederholte die Konsulin, indem sie mit ratlosen Seitenblicken sich im Zimmer auf und nieder bewegte.

Konsul Buddenbrook durchschritt eilig sein weitläufiges Grundstück. Als er in die Bäckergrube hinaustrat, vernahm er hinter sich Schritte und erblickte den Makler Gosch, welcher, malerisch in seinen langen Mantel gehüllt, gleichfalls die schräge Straße hinauf zur Sitzung strebte. Während er mit der einen seiner langen und mageren Hände den Jesuitenhut lüftete und mit der anderen eine glatte Gebärde der Demut vollführte, sprach er mit gepreßter und verbissener Stimme: „Herr Konsul ... ich grüße Sie!"

Dieser Makler Sigismund Gosch, ein Junggeselle von etwa vierzig Jahren, war trotz seines Gebarens der ehrlichste und gutmütigste Mensch von der Welt; nur war er ein Schöngeist, ein origineller Kopf. Sein glattrasiertes Gesicht zeichnete sich aus durch eine gebogene Nase, ein spitz hervorragendes Kinn, scharfe Züge und einen breiten, abwärts gezogenen Mund, dessen schmale Lippen er in verschlossener und bösartiger Weise zusammenpreßte. Es war sein Bestreben — und es gelang ihm nicht übel — ein wildes, schönes und teuflisches Intrigantenhaupt zur Schau zu stellen, eine böse, hämische, interessante und furchtgebietende Charakterfigur zwischen Mephistopheles und Napoleon ... Sein ergrautes Haar war tief und düster in die Stirn gestrichen. Er bedauerte aufrichtig, nicht bucklig zu sein. — Er war eine fremdartige und liebenswürdige Erscheinung unter den Bewohnern der alten Handelsstadt. Er gehörte zu ihnen, weil er in aller Bürgerlichkeit ein kleines solides und in seiner Bescheidenheit geachtetes Vermittlungsgeschäft betrieb. In seinem engen,

dunklen Kontor aber stand ein großer Bücherschrank, der mit Dichtwerken in allen Sprachen gefüllt war, und es ging das Gerücht, daß er seit seinem zwanzigsten Jahre an einer Übersetzung von Lope de Vegas sämtlichen Dramen arbeite ... Einmal jedoch hatte er bei einer Liebhaberaufführung von Schillers Don Carlos den Domingo gespielt. Dies war der Höhepunkt seines Lebens. — Niemals war ein unedles Wort über seine Lippen gekommen, und selbst in geschäftlichen Gesprächen brachte er die üblichen Redewendungen nur zwischen den Zähnen und mit einem Mienenspiele hervor, als wollte er sagen: „Schurke, ha! Im Grab verfluch ich deine Ahnen!" — Eines Tages verlor er an der Börse mit einem Schlage sechs und einen halben Kuranttaler an zwei oder drei Papieren, die er spekulativerweise gekauft hatte. Da riß sein dramatisches Empfinden ihn mit sich fort, und er gab eine Vorstellung. Er ließ sich auf einer Bank nieder in einer Haltung, als habe er die Schlacht bei Waterloo verloren, preßte eine geballte Faust gegen die Stirn und wiederholte mehrere Male mit einem gotteslästerlichem Augenaufschlag: „Ha, verflucht!" Da die kleinen, ruhigen, sicheren Gewinste, die er beim Verkaufe dieses oder jenen Grundstückes einstrich, ihn im Grunde langweilten, so war dieser Verlust, dieser tragische Schlag, mit dem der Himmel ihn, den Intriganten, getroffen, ein Genuß, ein Glück für ihn, an dem er wochenlang zehrte. Auf die Anrede: „Ich höre, Sie haben Unglück gehabt, Herr Gosch? Das tut mir leid ..." pflegte er zu antworten: „Oh, mein werter Freund! Uomo non educato dal dolore riman sempre bambino!" Begreiflicherweise verstand das niemand. War es von Lope de Vega? Fest stand, daß dieser Sigismund Gosch ein Gelehrter und merkwürdiger Mensch war.

„Welche Zeiten, in denen wir leben!" sagte er zu Konsul Buddenbrook, während er, in gebückter Haltung auf seinen Stock

gestützt, neben ihm die Straße hinaufschritt. „Zeiten des Sturmes und der Bewegung!“

„Da haben Sie recht“, erwiderte der Konsul. Die Zeiten seien bewegt. Man dürfe auf die heutige Sitzung gespannt sein. Das ständische Prinzip ...

„Nein, hören Sie!“ fuhr Herr Gosch zu sprechen fort. „Ich bin den ganzen Tag unterwegs gewesen, ich habe den Pöbel beobachtet. Es waren herrliche Bursche darunter, das Auge flammend von Haß und Begeisterung ...“

Johann Buddenbrook fing an zu lachen. „Sie sind mir der Rechte, mein Freund! Sie scheinen Gefallen daran zu finden? Nein, erlauben Sie mir ... eine Kinderei, das alles! Was wollen diese Menschen? Eine Anzahl ungezogener junger Leute, die die Gelegenheit benutzen, ein bißchen Spektakel zu machen ...“

„Gewiß! Allein man kann nicht leugnen ... Ich war dabei, als Schlachtergeselle Berkemeyer Herrn Benthiens Fensterscheibe zerwarf ... Er war wie ein Panther!“ Das letzte Wort sprach Herr Gosch mit besonders fest zusammengebissenen Zähnen und fuhr dann fort: „Oh, man kann nicht leugnen, daß die Sache ihre erhabene Seite besitzt! Es ist endlich einmal etwas anderes, wissen Sie, etwas Unalltägliches, Gewalttätiges, Sturm, Wildheit, ... ein Gewitter ... Ach, das Volk ist unwissend, ich weiß es! Jedoch mein Herz, dieses mein Herz, es ist mit ihm ...“ Sie waren schon vor das einfache mit gelber Ölfarbe gestrichene Haus gelangt, in dessen Erdgeschoß sich der Sitzungssaal der Bürgerschaft befand.

Dieser Saal gehörte zu der Bier- und Tanzwirtschaft einer Witwe namens Suerkringel, stand aber an gewissen Tagen den Herren von der „Bürgerschaft“ zur Verfügung. Von einem schmalen, gepflasterten Korridor aus, an dessen rechter Seite sich Restaurationslokalitäten befanden und auf dem es nach Bier und

Speisen roch, betrat man ihn linker Hand durch eine aus grüngestrichenen Brettern gefertigte Tür, die weder Griff noch Schloß besaß und so schmal und niedrig war, daß niemand hinter ihr einen so großen Raum vermutet hätte. Der Saal war kalt, kahl, scheunenartig, mit geweißter Decke, an der die Balken hervortraten, und geweißten Wänden; seine drei ziemlich hohen Fenster hatten grüngemalte Kreuze und waren ohne Gardinen. Ihnen gegenüber erhoben sich amphitheatralisch aufsteigend die Sitzreihen, an deren Fuß ein grün gedeckter, mit einer großen Glocke, Aktenstücken und Schreibutensilien geschmückter Tisch für den Wortführer und die Protokollführer und die anwesenden Senatskommissare bestimmt war. An der Wand, die den Türen gegenüber lag, waren mehrere hohe Garderobehalter mit Mänteln und Hüten bedeckt.

Stimmengewirr schlug dem Konsul und seinem Begleiter entgegen, als sie hintereinander durch die schmale Tür den Saal betraten. Sie waren ersichtlich die letzten, die ankamen. Der Raum war gefüllt mit Bürgern, welche, die Hände in den Hosentaschen, auf dem Rücken, in der Luft, in Gruppen beieinander standen und disputierten. Von den 120 Mitgliedern der Körperschaft waren sicherlich 100 versammelt. Eine Anzahl von Abgeordneten der Landbezirke hatte es unter den obwaltenden Umständen vorgezogen, zu Hause zu bleiben.

Dem Eingang zunächst stand eine Gruppe, die aus kleineren Leuten, aus zwei oder drei unbedeutenden Geschäftsinhabern, einem Gymnasiallehrer, dem „Waisenvater", Herrn Mindermann und Herrn Wenzel, dem beliebten Barbier, bestand. Herr Wenzel, ein kleiner, kräftiger Mann mit schwarzem Schnurrbart, intelligentem Gesicht und roten Händen, hatte den Konsul noch heute morgen rasiert; hier jedoch war er ihm gleichgestellt. Er rasierte nur in den ersten Kreisen, er rasierte fast ausschließlich die Möllen-

dorpfs, Langhals, Buddenbrooks und Oeverdiecks, und seiner Allwissenheit in städtischen Dingen, seiner Umgänglichkeit und Gewandtheit, seinem bei aller Unterordnung merklichen Selbstbewußtsein verdankte er seine Wahl in die Bürgerschaft.

„Wissen Herr Konsul das Neueste?“ rief er eifrig und mit ernsten Augen seinem Gönner entgegen ...

„Was soll ich wissen, mein lieber Wenzel?“

„Man konnte es heute morgen noch nicht erfahren haben ... Herr Konsul entschuldigen, es ist das Neueste! Das Volk zieht nicht vor das Rathaus oder auf den Markt! Es kommt hierher und will die Bürgerschaft bedrohen! Redakteur Rübsam hat es aufgewiegelt ...“

„Ei, nicht möglich!“ sagte der Konsul. Er drängte sich zwischen den vorderen Gruppen hindurch nach der Mitte des Saales, wo er seinen Schwiegervater zusammen mit den anwesenden Senatoren Doktor Langhals und James Möllendorpf erblickte. „Ist es denn wahr, meine Herren?“ fragte er, indem er ihnen die Hände schüttelte ...

In der Tat, die ganze Versammlung war voll davon; die Tumultuanten zogen hierher, sie waren schon zu hören ...

„Die Canaille!“ sagte Lebrecht Kröger kalt und verächtlich. Er war in seiner Equipage hierher gekommen. Die hohe distinguierte Gestalt des ehemaligen „à-la-mode-Kavaliers“ begann unter gewöhnlichen Umständen von der Last seiner achtzig Jahre gebeugt zu werden; heute aber stand er ganz aufrecht, mit halbgeschlossenen Augen, die Mundwinkel, über denen die kurzen Spitzen seines weißen Schnurrbartes senkrecht emporstarrten, vornehm und geringschätzig gesenkt. An seiner schwarzen Sammetweste blitzten zwei Reihen von Edelsteinknöpfen ...

Unweit dieser Gruppe gewahrte man Hinrich Hagenström, einen untersetzten, beleibten Herrn mit rötlichem, ergrautem

Backenbart, einer dicken Uhrkette auf der blau karierten Weste und offenem Leibrock. Er stand zusammen mit seinem Kompagnon, Herrn Strunck, und grüßte den Konsul durchaus nicht.

Weiterhin hatte der Tuchhändler Benthien, ein wohlhabend aussehender Mann, eine große Anzahl anderer Herren um sich versammelt, denen er haarklein erzählte, wie es sich mit seiner Fensterscheibe begeben habe . . . „Ein Ziegelstein, ein halber Ziegelstein, meine Herren! Krach . . . hindurch und dann auf eine Rolle grünen Rips . . . Das Pack! . . . Nun, ist es Sache des Staates . . .“

In irgendeinem Winkel vernahm man unaufhörlich die Stimme des Herrn Stuht aus der Glockengießerstraße, welcher, einen schwarzen Rock über dem wollenen Hemd, sich an der Auseinandersetzung beteiligte, indem er mit entrüsteter Betonung beständig wiederholte: „Unerhörte Infamie!“ — Übrigens sagte er „Infamje“.

Johann Buddenbrook ging umher, um hier seinen alten Freund C. F. Köppen, dort den Konkurrenten desselben, Konsul Kistenmaker, zu begrüßen. Er drückte dem Doktor Grabow die Hand und wechselte ein paar Worte mit dem Bankdirektor Gieseke, dem Baumeister Voigt, dem Wortführer Doktor Langhals, einem Bruder des Senators, mit Kaufleuten, Lehrern und Advokaten . . .

Die Sitzung war nicht eröffnet, aber die Debatte war äußerst rege, alle Herren verfluchten diesen Skribifax, diesen Redakteur, diesen Rübsam, von dem man wußte, daß er die Menge aufgewiegelt habe . . . und zwar wozu? Man war hier, um festzustellen, ob das ständische Prinzip in der Volksvertretung beizubehalten oder das allgemeine und gleiche Wahlrecht einzuführen sei. Der Senat hatte bereits das letztere beantragt. Was aber wollte das Volk? Es wollte den Herren an den Kragen,

das war alles. Es war, zum Teufel, die faulste Lage, in der sich die Herren jemals befunden hatten! Man umringte die Senatskommissare, um ihre Meinung zu erfahren. Man umringte auch den Konsul Buddenbrook, der wissen mußte, wie Bürgermeister Oeverdieck sich zu der Sache verhielt; denn seit dem im vorigen Jahre Senator Doktor Oeverdieck, ein Schwager Konsul Justus Krögers, Senatspräsident geworden war, waren Buddenbrooks mit dem Bürgermeister verwandt, was sie in der öffentlichen Achtung beträchtlich hatte steigen lassen ...

Plötzlich schwoll draußen das Getöse an ... Die Revolution war unter den Fenstern des Sitzungssaales angelangt! Mit einem Schlage verstummten die erregten Meinungsäußerungen hier drinnen. Man faltete, stumm vor Entsetzen, die Hände auf den Bauch und sah einander ins Gesicht oder auf die Fenster, hinter denen sich Fäuste erhoben und ein ausgelassenes, unsinniges und betäubendes Hoh- und Hohgeheul die Luft erfüllte. Dann jedoch, ganz überraschend, als ob die Aufständischen selbst über ihr Betragen erschrocken gewesen wären, ward es draußen ebenso still wie im Saale, und in der tiefen Lautlosigkeit, die sich über das Ganze legte, ward lediglich in der Gegend der untersten Sitzreihen, wo Lebrecht Kröger sich niedergelassen hatte, ein Wort vernehmbar, das kalt, langsam und nachdrücklich sich dem Schweigen entrang: „Die Canaille."

Gleich darauf tat in irgendeinem Winkel ein dumpfes und entrüstetes Organ den Ausspruch: „Unerhörte Infamje!"

Und dann flatterte plötzlich die eilige, zitternde und geheimnisvolle Stimme des Tuchhändlers Benthien über die Versammlung hin ...

„Meine Herren ... meine Herren ... hören Sie auf mich ... Ich kenne das Haus ... Wenn man auf den Boden steigt, so gibt es da eine Dachluke ... Ich habe schon als Junge

Katzen dadurch geschossen ... Man kann ganz gut aufs Nachbardach klettern und sich in Sicherheit bringen ..."

„Nichtswürdige Feigheit!" zischte der Makler Gosch zwischen den Zähnen. Er lehnte mit verschränkten Armen am Wortführertische und starrte, gesenkten Hauptes, mit einem grauenerregenden Blick zu den Fenstern hinüber.

„Feigheit, Herr? Wieso? Gottesdunner ... Die Leute werfen mit Ziegelsteinen! Ick hevw da nu 'naug von ..."

In diesem Augenblick wuchs draußen der Lärm von neuem an, aber ohne sich wieder zu der anfänglichen stürmischen Höhe zu erheben, tönte er nun ruhig und ununterbrochen fort, ein geduldiges, singendes und beinahe vergnügt klingendes Gesumme, in welchem man hie und da Pfiffe, sowie einzelne Ausrufe wie „Prinzip!" und „Bürgerrecht!" unterschied ... Die Bürgerschaft lauschte mit Andacht.

„Meine Herren", sprach nach einer Weile der Wortführer, Herr Doktor Langhals, mit gedämpfter Stimme über die Versammlung hin. „Ich hoffe, mich mit Ihnen im Einverständnis zu befinden, wenn ich nunmehr die Sitzung eröffne ..."

Das war ein unmaßgeblicher Vorschlag, dem aber weit und breit nicht die geringste Unterstützung zuteil wurde.

„Da bün ick nich für tau haben", sagte jemand mit einer biederen Entschlossenheit, die keinen Einwand gestattete. Es war ein bäuerlicher Mann, namens Pfahl, aus dem Ritzauer Landbezirk, der Deputierte für das Dorf Klein-Schretstaken. Niemand erinnerte sich, seine Stimme schon einmal in den Verhandlungen vernommen zu haben; allein in der gegenwärtigen Lage fiel die Meinung auch des schlichtesten Kopfes schwer ins Gewicht ... Unerschrocken und mit sicherem politischen Instinkt hatte Herr Pfahl der Anschauung der gesamten Bürgerschaft Ausdruck verliehen.

„Gott soll uns bewahren!“ sagte Herr Benthien entrüstet. „Da oben auf den Sitzen kann man von der Straße aus gesehen werden! Die Leute werfen mit Ziegelsteinen! Nee Gottesdunner, ick hevw da nu 'naug von . . .“

„Daß auch die verfluchte Tür so eng ist!“ stieß der Weinhändler Köppen verzweifelt hervor. „Wenn wir hinaus wollen, drücken wir ja wol dot . . . drücken wir uns ja wol“!

„Unerhörte Infamje“, sprach dumpf Herr Stuht.

„Meine Herren“, begann der Wortführer eindringlich aufs neue. „Ich bitte Sie, doch zu erwägen . . . Ich habe binnen drei Tagen eine Ausfertigung des heute zu führenden Protokolles dem regierenden Bürgermeister zuzustellen . . . Überdies erwartet die Stadt die Veröffentlichung durch den Druck . . . Ich möchte jedenfalls zur Abstimmung darüber schreiten, ob die Sitzung eröffnet werden soll . . .“

Aber abgesehen von einigen wenigen Bürgern, die den Wortführer unterstützten, fand sich niemand, der bereit gewesen wäre, zur Tagesordnung überzugehen. Eine Abstimmung hätte sich als zwecklos erwiesen. Man durfte das Volk nicht reizen. Niemand wußte, was es wollte. Man durfte es nicht durch einen Beschluß nach irgendeiner Richtung hin vor den Kopf stoßen. Man mußte abwarten und sich nicht regen. Von der Marienkirche schlug es halb fünf . . .

Man bestärkte einander in dem Entschlusse, geduldig auszuharren. Man begann, sich an das Geräusch zu gewöhnen, das dort draußen anschwoll, abnahm, pausierte und wieder einsetzte. Man fing an, ruhiger zu werden, sich's bequemer zu machen, sich auf den unteren Sitzreihen und den Stühlen niederzulassen . . . Die Betriebsamkeit all dieser tüchtigen Bürger begann sich zu regen . . . Man wagte hie und da über Geschäfte zu sprechen, hie und da sogar ein Geschäft zu machen . . . Die Makler

näherten sich den Großkaufleuten ... Die eingeschlossenen Herren plauderten miteinander wie Leute, die während eines heftigen Gewitters beisammen sitzen, von anderen Dingen reden und manchmal mit ernsten und respektvollen Gesichtern auf den Donner horchen. Es wurde fünf Uhr, halb sechs Uhr, und die Dämmerung sank. Dann und wann seufzte jemand darüber, daß seine Frau mit dem Kaffee warte, worauf Herr Benthien sich erlaubte, die Dachluke in Erinnerung zu bringen. Aber die meisten dachten darüber wie Herr Stuht, der mit einem fatalistischen Kopfschütteln erklärte: „Ich bin ja doch zu dick dazu!“

Johann Buddenbrook hatte sich, eingedenk der Mahnung der Konsulin, neben seinem Schwiegervater gehalten, und er betrachtete ihn etwas besorgt, als er ihn fragte: „Dies kleine Abenteuer geht Ihnen hoffentlich nicht nahe, Vater?“

Unter dem schneeweißen Toupet waren auf Lebrecht Krögers Stirn zwei bläuliche Adern in besorgniserregender Weise geschwollen, und während die eine seiner aristokratischen Greisenhände mit den opalisierenden Knöpfen an seiner Weste spielte, zitterte die andere, mit einem großen Brillanten geschmückt, auf seinen Knien.

„Papperlapapp, Buddenbrook!“ sagte er mit sonderbarer Müdigkeit. „Ich bin ennuyiert, das ist das ganze.“ Aber er strafte sich selber Lügen, indem er plötzlich hervorzischte: „Parbleu, Jean! man müßte diesen infamen Schmierfinken den Respekt mit Pulver und Blei in den Leib knallen ... Das Pack ...! Die Canaille ...!“

Der Konsul summte begütigend. „So ... so ... Sie haben ja recht, es ist eine ziemlich unwürdige Komödie ... Aber was soll man tun? Man muß gute Miene machen. Es wird Abend. Die Leute werden schon abziehen ...“

„Wo ist mein Wagen? ... Ich befehle meinen Wagen!" kommandierte Lebrecht Kröger gänzlich außer sich. Seine Wut explodierte, er bebte am ganzen Leibe. „Ich habe ihn auf fünf Uhr bestellt! ... Wo ist er? ... Die Sitzung wird nicht abgehalten ... Was soll ich hier? ... Ich bin nicht gesonnen, mich narren zu lassen! ... Ich will meinen Wagen ... Insultiert man meinen Kutscher? Sehen Sie nach, Buddenbrook!"

„Lieber Schwiegervater, um Gotteswillen beruhigen Sie sich! Sie alterieren sich ... das bekommt Ihnen nicht! Selbstverständlich ... ich gehe nun, mich nach Ihrem Wagen umzusehen. Ich selbst bin dieser Lage überdrüssig. Ich werde mit den Leuten sprechen, sie auffordern, nach Hause zu gehen ..."

Und obgleich Lebrecht Kröger protestierte, obgleich er mit plötzlich ganz kalter und verächtlicher Betonung befahl: „Halt, hier geblieben! Sie vergeben sich nichts, Buddenbrook!" schritt der Konsul schnell durch den Saal.

Dicht bei der kleinen, grünen Tür wurde er von Sigismund Gosch eingeholt, der ihn mit knochiger Hand am Arm ergriff und mit gräßlicher Flüsterstimme sagte: „Wohin, Herr Konsul?" ...

Das Gesicht des Maklers war in tausend tiefe Falten gelegt. Mit dem Ausdrucke wilder Entschlossenheit schob sich sein spitzes Kinn fast bis zur Nase empor, sein graues Haar fiel düster in Schläfen und Stirn, und er hielt seinen Kopf so tief zwischen den Schultern, daß es ihm wahrhaftig gelang, das Aussehen eines Verwachsenen zu bieten, als er hervorstieß: „Sie sehen mich gewillt, zum Volke zu reden."

Der Konsul sagte: „Nein, lassen Sie mich das lieber tun, Gosch ... Ich habe wahrscheinlich mehr Bekannte unter den Leuten ..."

„Es sei!" antwortete der Makler tonlos. „Sie sind ein größerer Mensch, als ich." Und indem er seine Stimme erhob, fuhr er fort: „Aber ich werde Sie begleiten, ich werde an Ihrer Seite stehen, Konsul Buddenbrook! Mag die Wut der entfesselten Sklaven mich zerreißen ..."

„Ach, welch ein Tag! Welch ein Abend!" sagte er, als sie hinaus gingen ... Sicherlich hatte er sich noch niemals so glücklich gefühlt. „Ha, Herr Konsul! Da ist das Volk!"

Die beiden hatten den Korridor überschritten und traten vor die Haustür hinaus, indem sie auf der oberen der drei schmalen Stufen stehen blieben, die auf das Trottoir führten. Die Straße bot einen befremdenden Anblick. Sie war ausgestorben, und an den offenen, schon erleuchteten Fenstern der umliegenden Häuser gewahrte man Neugierige, die auf die schwärzliche, sich vorm Bürgerschaftshause drängende Menge der Aufrührer hinabblickten. Diese Menge war an Zahl nicht viel stärker als die Versammlung im Saale und bestand aus jugendlichen Hafen- und Lagerarbeitern, Dienstmännern, Volksschülern, einigen Matrosen von Kauffahrteischiffen und anderen Leuten, die in den geringen Stadtgegenden, in den „Twieten", „Gängen", „Wischen" und „Höfen" zu Hause waren. Auch drei oder vier Frauen waren dabei, die sich von diesem Unternehmen wohl ähnliche Erfolge versprachen, wie die Buddenbrooksche Köchin. Einige Empörer, des Stehens müde, hatten sich, die Füße im Rinnstein, auf den Bürgersteig gesetzt und aßen Butterbrot.

Es war bald sechs Uhr, und obgleich die Dämmerung weit vorgeschritten war, hingen die Öllampen unangezündet an ihren Ketten über der Straße. Diese Tatsache, diese offenbare und unerhörte Unterbrechung der Ordnung, war das erste, was den Konsul Buddenbrook aufrichtig erzürnte, und sie war schuld daran, daß er in ziemlich kurzem und ärgerlichem Tone zu sprechen

begann: „Lüd, wat is dat nu bloß für dumm Tüg, wat Ji da anstellt!“

Die Vespernden waren vom Trottoir emporgesprungen. Die Hinteren, jenseits des Fahrdammes, stellten sich auf die Zehenspitzen. Einige Hafenarbeiter, die im Dienste des Konsuls standen, nahmen ihre Mützen ab. Man machte sich aufmerksam, stieß sich in die Seiten und sagte gedämpft: „Dat 's Kunsel Buddenbrook! Kunsel Buddenbrook will 'ne Red' hollen! Holl din Mul, Krischan, hei kann höllschen fuchtig warn! . . . Dat 's Makler Gosch . . . kiek! Dat 's son Aap! . . . Is hein 'n beten öwerspöning?“

„Korl Smolt!“ fing der Konsul wieder an, indem er seine kleinen, tiefliegenden Augen auf einen etwa 22jährigen Lagerarbeiter mit krummen Beinen richtete, der, die Mütze in der Hand und den Mund voll Brot, unmittelbar vor den Stufen stand. „Nun red mal, Korl Smolt! Nu is' Tiet! Ji heww hier den leewen langen Namiddag bröllt . . .“

„Je, Herr Kunsel . . .“ brachte Korl Smolt kauend hervor. „Dat 's nu so'n Saak . . . däwer . . . dat is nu so wied . . . Wi maaken nu Revolutschon.“

„Wat 's dat för Undög, Smolt!“

„Je, Herr Kunsel, dar seggen Sei woll, däwer dat is nu so wied . . . wi sünd nu nich mihr taufreeden mit de Saak . . . Wie verlangen nu ne anner Ordnung, und dat is ja ook gor nich mihr, daß dat was is . . .“

„Hür mal, Smolt, un ihr annern Lüd! Wer nu 'n verstännigen Kierl is, der geht naa Hus und scheert sich nich mihr um Revolution und stört hier nich de Ordnung . . .“

„Die heilige Ordnung!“ unterbrach Herr Gosch ihn zischend . . .

„De Ordnung, seg ick!“ beschloß Konsul Buddenbrook. „Nicht mal die Lampen sind angezündet . . . Dat geiht denn doch tau wied mit de Revolution!“

Korl Smolt aber hatte nun seinen Bissen verschluckt und, die Menge im Rücken, stand er breitbeinig da und hatte seine Einwände ...

„Je, Herr Kunsel, dat seggen Sei woll! Öäwer dat is man bloß wegen das allgemeine Prinzip von dat Wahlrecht ...

„Großer Gott, du Tropf!“ rief der Konsul und vergaß, platt zu sprechen vor Indignation ... „Du redest ja lauter Unsinn ...“

„Je, Herr Kunsel,“ sagte Korl Smolt ein bißchen eingeschüchtert; „dat is nun allens so as dat is. Öäwer Revolutschon mütt sien, dat is tau gewiß. Revolutschon is öwerall, in Berlin und Poris ...“

„Smolt, wat wull Ji nun eentlich! Nu seggen Sei dat mal!“

„Je, Herr Kunsel, ick seg man bloß; wie wull nu 'ne Republike, seg ick man bloß ...“

„Oewer du Döskopp ... Ji heww ja schon en!“

„Je, Herr Kunsel, denn wull wi noch een.“

Einige der Umstehenden, die es besser wußten, begannen schwerfällig und herzlich zu lachen, und obgleich die wenigsten die Antwort Korl Smolts verstanden hatten, pflanzte diese Heiterkeit sich fort, bis die ganze Menge der Republikaner in breitem und gutmütigem Gelächter stand. An den Fenstern des Bürgerschaftssaales erschienen mit neugierigen Gesichtern einige Herren mit Bierseideln in den Händen ... Der einzige, den diese Wendung der Dinge enttäuschte und schmerzte, war Sigismund Gosch.

„Na Lüd,“ sagte schließlich Konsul Buddenbrook, „ick glöw, dat is nu dat beste, wenn ihr alle naa Hus gaht!“

Korl Smolt, gänzlich verdutzt über die Wirkung, die er hervorgebracht, antwortete: „Je, Herr Kunsel, dat is nu so, un denn möht man de Saak je wol up sick beruhn laten, un ick bin je ook man froh, dat Herr Kunsel mi dat nich öwelnehmen daut, un adjüs denn ook, Herr Kunsel ...“

Die Menge fing an, sich in der allerbesten Laune zu zerstreuen.

„Smolt, töf mal 'n Oogenblick!“ rief der Konsul. „Seg mal, hast du den Krögerschen Wagen nich seihn, de Kalesch' vorm Burgtor?“

„Jewoll, Herr Kunsel! De is kamen. De is doar unnerwarts upp Herr Kunsel sin Hoff ruppfoahrn ...“

„Schön; denn loop mal fixing hin, Smolt, un seg tau Jochen, hei sall mal 'n beeten rannerkommen; sin Herr will naa Hus.“

„Jewoll, Herr Kunsel!“ ... Und indem er seine Mütze auf den Kopf warf und den Lederschirm ganz tief in die Augen zog, lief Korl Smolt mit breitspurigen, wiegenden Schritten die Straße hinunter.

Als Konsul Buddenbrook mit Sigismund Gosch in die Versammlung zurückkehrte, bot der Saal ein behaglicheres Bild, als vor einer Viertelstunde. Er war von zwei großen Paraffinlampen erleuchtet, die auf dem Wortführertisch standen, und in ihrem gelben Licht aßen und standen die Herren beieinander, gossen sich Flaschenbier in blanke Seidel, stießen an und plauderten geräuschvoll in fröhlichster Stimmung. Frau Suerkringel, die Witwe Suerkringel, war dagewesen, sie hatte sich treuherzig ihrer eingeschlossenen Gäste angenommen, mit beredten Worten, da die Belagerung ja noch lange dauern könne, eine kleine Stärkung in Vorschlag gebracht und sich die erregten Zeiten zunutze gemacht, um eine bedeutende Quantität ihres hellen und ziemlich spirituösen Bieres abzusetzen. Soeben, beim Wiedereintritt der beiden Unterhändler, schleppte der Hausknecht in Hemdärmeln und mit wohlmeinendem Lächeln einen neuen Vorrat von Flaschen herbei, und obgleich der Abend vorgeschritten, obgleich es zu spät war, der Verfassungsrevision noch Aufmerksamkeit zu schenken, war niemand geneigt, schon jetzt dies Beisammensein zu unterbrechen und nach Hause zu gehen. Mit dem Kaffee war es auf jeden Fall heute vorbei ..

Nachdem der Konsul mehrere Händedrücke entgegengenommen, die ihn zu seinem Erfolge beglückwünschten, begab er sich ohne Verzug zu seinem Schwiegervater. Lebrecht Kröger schien der einzige zu sein, dessen Stimmung sich nicht verbessert hatte. Hoch, kalt und abweisend saß er an seinem Platze und antwortete auf den Bericht, in diesem Augenblick fahre der Wagen vor, mit höhnischer Stimme, die vor Erbitterung mehr als vor Greisenalter zitterte: „Beliebt der Pöbel, mich in mein Haus zurückkehren zu lassen?“

Mit steifen Bewegungen, die nicht im entferntesten an die scharmanten Gesten gemahnte, die man sonst an ihm kannte, ließ er sich den Pelzmantel um die Schultern legen und schob, da der Konsul sich erbot, ihn zu begleiten, mit einem nachlässigen „merci“ seinen Arm unter den seines Schwiegersohnes.

Die majestätische Kalesche, mit zwei großen Laternen am Bock, hielt vor der Tür, woselbst man nun zur herzlichen Genugtuung des Konsuls begann, die Lampen in Brand zu setzen, und die beiden stiegen ein. Steil, stumm, ohne sich zurückzulehnen, mit halbgeschlossenen Augen, saß Lebrecht Kröger, die Wagendecke über den Knien, zur Rechten des Konsuls, während der Wagen durch die Straßen rollte, und unter den kurzen Spitzen seines weißen Schnurrbartes liefen seine abwärtsgezogenen Mundwinkel in zwei senkrechte Falten aus, die sich bis zum Kinn hinunterzogen. Der Grimm über die erlittene Demütigung zehrte und nagte in ihm. Matt und kalt blickte er auf das leere Polster ihm gegenüber.

In den Straßen ging es lebhafter zu als an einem Sonntagabend. Augenscheinlich herrschte Feststimmung. Das Volk, entzückt über den glücklichen Verlauf der Revolution, zog wohlgelaunt umher. Es wurde sogar gesungen.

Hie und da schrien Jungen Hurra! wenn der Wagen vorüberfuhr, und warfen ihre Mützen in die Luft.

„Ich glaube wahrhaftig, Sie lassen sich die Sache zu nahe gehn, Vater“, sagte der Konsul. „Wenn man bedenkt, was für eine Narrenposse das ganze war ... Eine Farce ...“ Und um irgendeine Antwort und Äußerung des Alten zu erlangen, fing er an, lebhaft über die Revolution im allgemeinen zu sprechen ... „Wenn die besitzlose Menge zu der Erkenntnis gelangte, wie wenig sie in diesen Zeiten ihrer eigenen Sache dient ... Ach, mein Gott, es ist überall das nämliche! Ich hatte heute nachmittag ein kurzes Gespräch mit dem Makler Gosch, diesem wunderlichen Manne, der alles mit den Augen eines Poeten und Stückeschreibers betrachtet ... Sehen Sie, Schwiegervater, die Revolution ist in Berlin an ästhetischen Teetischen vorbereitet worden ... Dann hat das Volk die Sache ausgefochten und seine Haut zu Markte getragen ... Wird es auf seine Kosten kommen?“

„Sie täten gut, das Fenster an Ihrer Seite zu öffnen“, sagte Herr Kröger.

Johann Buddenbrook warf ihm einen raschen Blick zu und ließ eilig die Glasscheibe nieder.

„Fühlen Sie sich nicht ganz wohl, lieber Vater?“ fragte er besorgt ...

„Nein. Durchaus nicht“, antwortete Lebrecht Kröger streng.

„Sie haben einen Imbiß und Ruhe nötig“, sagte der Konsul, indem er, um irgend etwas zu tun, die Felldecke fester um die Knie seines Schwiegervaters zog.

„Plötzlich — die Equipage rasselte durch die Burgstraße — geschah etwas Erschreckendes. Als nämlich der Wagen, fünfzehn Schritte etwa von dem in Halbdunkel getauchten Gemäuer des Tores, eine Ansammlung lärmender und vergnügter Gassen-

jungen passierte, flog durch das offene Fenster ein Stein herein. Es war ein ganz harmloser Feldstein, von der Größe eines Hühnereies, der, zur Feier der Revolution von der Hand irgendeines Krischan Snut oder Heine Voß geschleudert, sicherlich nicht böse gemeint und wahrscheinlich gar nicht nach dem Wagen gezielt worden war. Lautlos kam er durchs Fenster herein, prallte lautlos gegen Lebrecht Krögers von dickem Pelze bedeckte Brust, rollte ebenso lautlos an der Felldecke hinab und blieb am Boden liegen.

„Täppische Flegelei!" sagte der Konsul ärgerlich. „Ist man denn heute abend aus Rand und Band? ... Aber er hat Sie nicht verletzt, wie, Schwiegervater?"

Der alte Kröger schwieg, er schwieg beängstigend. Es war zu dunkel im Wagen, um den Ausdruck seines Gesichtes zu unterscheiden. Gerader, höher, steifer noch, denn zuvor, saß er, ohne das Rückenpolster zu berühren. Dann aber kam es ganz tief aus ihm heraus ... langsam, kalt und schwer, ein einziges Wort: „Die Canaille."

Aus Besorgnis, ihn noch mehr zu reizen, antwortete der Konsul nichts. Der Wagen rollte mit hallendem Geräusch durch das Tor und befand sich drei Minuten später in der breiten Allee vor dem mit vergoldeten Spitzen versehenen Gatter, welches das Krögersche Besitztum begrenzte. Zu beiden Seiten der breiten Gartenpforte, die den Eingang zu einer mit Kastanien besetzten Anfahrt zur Terrasse bildete, brannten hell zwei Laternen mit vergoldeten Knöpfen auf ihren Deckeln. Der Konsul entsetzte sich, als er hier in das Gesicht seines Schwiegervaters sah. Es war gelb und von schlaffen Furchen zerrissen. Der kalte, feste und verächtliche Ausdruck, den der Mund bis dahin bewahrt, hatte sich zu einer schwachen, schiefen, hängenden und blöden Greisengrimasse verzerrt ... Der Wagen hielt an der Terrasse.

„Helfen Sie mir", sagte Lebrecht Kröger, obgleich der Konsul, der zuerst ausgestiegen war, schon die Felldecke zurückwarf und ihm Arm und Schulter als Stütze darbot. Er führte ihn auf den Kiesboden langsam die wenigen Schritte bis zu der weißglänzenden Freitreppe, die zum Speisezimmer emporführte. Am Fuße der Stufen knickte der Greis in die Knie. Der Kopf fiel so schwer auf die Brust, daß der hängende Unterkiefer mit klapperndem Geräusch gegen den oberen schlug. Die Augen verdrehten sich und brachen . . .

Lebrecht Kröger, der à-la-mode-Kavalier — war bei seinen Vätern.

Der Knicker / Von Wilhelm Schäfer



Vor sechzig Jahren, als die Damen noch in Kutschen fuhren, galt es für vornehm, einen Knicker als Sonnenschirm zu haben. Denn weil die Kutschen nicht so geräumig waren, wie heutzutage die Autos sind, hinderten die langen Stöcke; auch galt es nicht für schicklich, den Arm zu heben. Darum hatten die Sonnenschirme damals einen Schieber, der durch einen raschen Griff das Dach im Winkel nach hinten klappen ließ, wobei die zierlich vorgespreizte Hand nicht aus dem Schoß gehoben zu werden brauchte. Und weil die Frauen selten sind, die nicht aussehen möchten, wie wenn sie täglich in einer Kutsche spazieren führen, obwohl sie all ihr Lebtag bescheiden die eigenen Beine brauchen müssen; so gab es damals in Sommerzeiten wenig zarte Träume, aus deren Himmeln nicht irgendwie ein Knicker sanft herunterschwebte.

Und als im Frühjahr 1848 mit den ersten Schwalben und dem Märzwind aus Paris nicht nur die neuesten Modenachrichten geflattert kamen, da wußte eine Straßenaufseherstochter bei Ruhleben nichts von dem Aufruhr in der Welt; doch ihren Knicker fand sie schon wie eine Dame — trotz ihrer sechzehn Jahre — auf dem Geburtstagstisch. Sie ging damit am ersten Tage bescheiden nur bis Spandau, weil es regnete, und blieb am zweiten ganz zu Haus, weil sie Wäsche bügeln mußte; doch als am dritten Morgen die Sonne in Dampf und Nässe blinkte, hielt sie nichts mehr, den Onkel zu besuchen, der als Inspektor im Kadettenhaus am Kupfergraben seine Dienstwohnung hatte. Von Ruhleben bis dahin sind fast drei Stunden, und damals

fuhr die Große Berliner Pferdebahn noch nicht. Es ist auch zweifelhaft, ob sie an diesem Tage noch zuverlässig gewesen wäre; denn als das Mädchen durch den Tiergarten beim Großen Stern ankam, hatte die Erregung der inneren Stadt die Menschen aufgesogen, und nur beim Brandenburger Tor war noch ein Wirbel, weil da viel Militär die Massen staute. Nun hört, wer draußen in den Wäldern und Winden wohnt, am Rauschen in den Baumkronen wohl, ob die Lüfte von Osten oder Süden kommen, aber dem Aufruhr einer Stadt sieht er nicht an, ob all die Menschen aus Vergnügen oder nach Geschäften so sinnlos durcheinander laufen. Und weil am Brandenburger Tor zu allen Tagesstunden etwas Militärisches vorgeht, so schritt das muntere Kind aus Ruhleben mit seinem Knicker zwischen den Bajonetten harmlos hindurch und ahnte nicht in seiner Unschuld, daß die vielen Gewehre bei Fuß schon längst mit scharfen Patronen geladen waren.

Nur als es schon Unter den Linden hinspazierte und sich ein wenig ärgerte, weil die Sonne vorn von der Seite statt von hinten auf seinen Knicker fiel, hörte es Kommandorufe und soviel Marschtritte hinter sich, daß es erstaunt umsah und sich vor einer breiten Front Soldaten fand, die rechts und links bis an die Häuser schließend wie ein Kamm die Linden säuberte. Sie sah wohl, daß die Menschen in Nebenstraßen flüchteten, und daß sie schließlich ganz allein vor den Soldaten mit ihrem Knicker unter den dünnen Schatten der Märzbäume ging. Doch weil sonst niemals verboten gewesen war, daher zu gehen, und weil sie gar nicht ahnte, daß hinter ihr der hundertfältige Tod anrückte, erlebten die erregten Berliner an diesem schlimmen Märztag noch ein Schauspiel dreister Art, indem ein Landmädchen mit seinem Knicker kindlich prahlend das Militär zum mörderischen Bruderkampf einführte.

Ihm selber war es freilich nicht mehr wohl zuletzt, und als sich an der Friedrichstraße immer noch ein schüchterner Strom von Menschen und Wagen quer über die Linden schob, verschwand ihr Knicker mit nach links, um über die Mittelstraße — wo das Gewühl sich drängte, und wo ihr die Empörung in angefangenen Barrikaden und Waffen aller Herkunft deutlich wurde — sich angstvoll flatternd in das Kadettenhaus zu retten, von der Tante fast mit einer Ohnmacht und vom Onkel räsonierend empfangen, wie wenn sie wirklich den Aufruhr dieses Tages aus ihrem friedlichen Ruhleben in das geängstigte Berlin hereingetragen hätte.

Das Scherzspiel dieses Knickers, harmlos vor Tausenden von scharfgeladenen Gewehren zur Schau getragen, wäre im Sturmwind dieser Märztage von 1848 vergessen worden, wenn nicht auch hier der Zufall über Menschenwichtigkeit sein Spottfähnchen geschwungen hätte. Denn als die Barrikadenkämpfe vorüber und die Straßen der innern Stadt von brandgeschwärzten Trümmern und Leichen gesäubert waren, daß die Menschen wieder wie sonst an ihr Geschäft und zu Vergnügungen eilten — wie wenn der Aufruhr weder nötig noch so blutig gewesen wäre: da machte sich die Landtochter aus Ruhleben auch wieder auf den Weg zu ihren Eltern. Und weil die Sonne frohmütig schien wie vor drei Tagen, nur diesmal in den Rücken, so daß sie endlich ihren Knicker zu Recht gebrauchen konnte, spazierte sie die Linden wieder zurück zum Brandenburger Tor.

Sie merkte diesmal gleich, daß wiederum Soldaten kamen, doch nun in Marschkolonne; denn weil der König furchtsam versprochen hatte, das Militär zurückzuziehen, marschierten sie nun ab; und weil der Zufall trotz den bösen Zeiten sein Vergnügen haben wollte, war es dieselbe Kompagnie, vor der das Mädchen mit dem Knicker in die Hauptstadt hineingezogen war. Es hatte

unterdessen manchem Kameraden eine Kugel den jungen Leib durchschlagen, der nun in einem der Massengräber oder wundfiebernd im Spital lag; sie waren darum nicht hell gesinnt, die armen Kerle, die nun vor einem Wink des Königs, erschöpft, verhöhnt und angewidert von solcher Straßenschlächterei, zurück in die Kasernen von Spandau zogen. Nun als sie wieder den blaugeblümten Knicker, von dem dünnen Schattengesprenkel der Linden überlaufen, vor sich hinschreiten sahen, da mochte mancher den Gewehrkolben kalt in den Händen fühlen vor diesem harmlosen Gegenbild der mörderischen Schießerei. Doch weil wohl einem Wanderer im dunkeln Moor das Herz vor Grausen erkalten kann, jedoch im hellen Sonnenschein, wenn viele junge Menschen im Takt daher marschieren, der Sinn auch in der bösen Stunde nach Heiterkeiten sucht, erhob sich bald ein Brausen in den Reihen, das rasch zum schallenden Gelächter schwoll, davor das Mädchen eiliger als vor der bangen Stille des ersten Tages die erschrockenen Füße zur Flucht ansetzte.

Grubenaufruhr / Von Emile Zola

Reden

I.

In der Schenke „zur Gemütlichkeit“, bei der Witwe Désir, fand am Donnerstag nachmittag die vertrauliche Versammlung statt. Entrüstet über den Jammer, welchen man ihren Kindern, den Köhlern verursachte, kam die Witwe aus dem Zorn nicht mehr heraus, besonders seitdem ihre Schenke sich leerte. Nie hatte sie einen weniger durstigen Streik gesehen; die Trunkenbolde sperrten sich zu Hause ein, aus Furcht, das Verbot der Nüchternheit zu brechen. Die breite Straße von Montsou, wo es sonst an Feiertagen von Leuten wimmelte, lag jetzt still in trostloser Düsterkeit da. Nicht mehr floß das Bier in Strömen von den Schenktischen und aus den Bäuchen; das Rinnsal war trocken. Vor der Weinstube des Casimir und vor dem Wirtshause „zum Fortschritt“ sah man nur die bleichen Gesichter der Wirtinnen, welche nach der Straße auslugten; in Montsou selbst zog die lange Straßenzeile sich menschenleer dahin von der Schenke des Lenfant bis zur Schänke des Tison; vorbei an der Schenke des Piquette und dem Schnapsladen „zum Kopfabschneider“; bloß im Gasthause Saint-Eloie, welches von Aufsehern besucht wurde, gingen noch einige Schoppen ab. Die Verödung hatte selbst den „Vulkan“ ergriffen, dessen „Damen“ Arbeitsfeier hatten, weil es an „Kunstliebhabern“ fehlte, obgleich sie ihren Preis von zehn Sous auf fünf Sous herabgesetzt hatten — vonwegen der schlechten Zeiten. Es war eine wahre Trauer, die alle Herzen in der Gegend zu brechen drohte.

„Herrgott“, rief die Witwe Désir, indem sie mit beiden Händen auf ihre Schenkel schlug. „Die Gendarmen sind an allem schuld. Ich muß ihnen einen Schabernack spielen, und wenn ich hinterher ins Loch gesteckt werde.“

Alle Behörden, alle Dienstgeber waren für sie Gendarmen; es war dies in ihrem Munde ein Ausdruck allgemeiner Verachtung, in welchen sie die Feinde des Volkes einhüllte. Das Verlangen Etiennes hatte sie mit Begeisterung aufgenommen; ihr ganzes Haus gehörte den Köhlern; sie wird den Ballsaal unentgeltlich herleihen, sie selbst wird die Einladungen versenden, da das Gesetz es forderte. Übrigens, wenn das Gesetz nicht zufrieden wäre, um so besser. Es soll den Rachen aufreißen.

Am nächsten Tage brachte ihr der junge Mann fünfzig Briefe zur Unterschrift; er hatte diese Briefe von schreibkundigen Nachbarn im Arbeiterdorfe vervielfältigen lassen, und man versandte die Briefe nach den Schächten, an die Delegierten des Vereines und an Männer, deren man sicher war. Die eingestandene Tagesordnung war die Beratung über die Fortsetzung des Streikes; aber in Wirklichkeit erwartete man Pluchart; man rechnete auf eine Rede von ihm, um einen Massenbeitritt zur „Internationale“ herbeizuführen.

Am Donnerstag morgen ward Etienne von Unruhe ergriffen, als er seinen ehemaligen Werkmeister nicht ankommen sah, welcher telegraphisch versprochen hatte, am Mittwoch abend da zu sein. Was ging denn vor? Etienne war trostlos, sich nicht vor der Sitzung mit ihm besprechen zu können. Um 9 Uhr begab er sich nach Montsou, in der Hoffnung, daß der Mechaniker geradenwegs dahin gegangen war, ohne in Voreux anzuhalten.

„Nein, ich habe Ihren Freund nicht gesehen“, antwortete ihm die Witwe Désir. „Aber alles ist bereit; kommen Sie nachschauen.“

Sie führte ihn in den Ballsaal. Die Ausschmückung desselben war die frühere geblieben; ein Laubgewinde, welches am Plafond eine Krone von Buntpapier trug; an den Wänden Wappenschilder von vergoldetem Karton, die Namen von männlichen und weiblichen Heiligen tragend. Die Estrade der Musiker in einem Winkel des Saales war durch einen Tisch und drei Sessel ersetzt; davor waren mehrere Bänke querüber aufgestellt.

„Sehr gut", erklärte Etienne.

„Und um es Euch nur zu sagen, Ihr seid zu Hause", fuhr die Witwe fort; „schreit soviel Ihr wollt . . . Die Gendarmen müssen mir über den Leib, wenn sie kommen."

Trotz seiner Unruhe konnte er ein Lächeln nicht unterdrücken, als er sie betrachtete, dermaßen fand er sie umfangreich, mit einem Paar Brüste, deren eine schon einen ganzen Mann erforderte, um umfangen zu werden; man erzählte denn auch, daß sie von ihren sechs Verehrern jetzt allabendlich zwei nehme — von wegen der Arbeit.

Doch jetzt sah Etienne zu seinem Erstaunen Rasseneur und Souvarine eintreten, und als die Witwe die drei Männer in dem großen, leeren Saale allein gelassen hatte, rief er aus:

„Wie, ihr seid schon da?"

Souvarine, welcher in der Nacht im Voreux-Schachte gearbeitet hatte, weil die Maschinisten sich am Streike nicht beteiligten, war aus bloßer Neugierde gekommen. Was Rasseneur betrifft, so schien er seit zwei Tagen in Verlegenheit zu sein; sein dickes, rundes Gesicht hatte sein gemütliches Lächeln verloren.

„Pluchart ist nicht angekommen, ich bin sehr unruhig", fügte Etienne hinzu.

Der Schankwirt Rasseneur wandte die Augen ab und brummte zwischen den Zähnen:

„Das nimmt mich nicht wunder; ich erwarte ihn nicht mehr."

„Wieso?“

Da entschloß er sich, schaute dem andern ins Gesicht und erwiderte freimütig:

„Um es dir nur zu sagen, auch ich habe ihm einen Brief geschrieben und ihn gebeten, nicht zu kommen ... ja, ich finde, daß wir unsere Angelegenheiten selbst besorgen müssen, ohne uns an die Fremden zu wenden.“

Etienne geriet außer sich vor Zorn; dem andern fest in die Augen schauend, rief er ein um das andere Mal:

„Du hast das getan, du hast das getan!“

„Jawohl, ich habe das getan; und doch weißt du, wie sehr ich zu Pluchart Vertrauen habe. Es ist ein feiner Kopf, dem man sich anvertrauen darf. Allein, siehst du, ich pfeife auf die Ideen. Die Politik, die Regierung: sie sind mir schnuppe. Was ich wünsche, ist, daß der Köhler besser behandelt werde. Ich habe zwanzig Jahre in der Grube gearbeitet und habe daselbst soviel Not und Mühsal gelitten, daß ich geschworen habe, Erleichterungen für die armen Teufel zu erringen, die verurteilt sind, noch weiter dort zu leben; und ich habe das Gefühl, daß Ihr mit allen Euren Geschichten nichts erreichen, vielmehr das Los des Arbeiters noch verschlechtern werdet ... Wenn er durch den Hunger genötigt sein wird, wieder anzufahren, wird man ihn noch mehr schinden, die Gesellschaft wird ihn mit Hieben traktieren wie einen verlaufenen Hund, den man in sein Loch zurückjagt ... Das will ich verhindern, verstehst du?“

Er erhob die Stimme und streckte den Bauch heraus, fest auf seinen dicken Beinen stehend. Und seine Art eines vernünftigen und geduldigen Menschen äußerte sich in klaren Sätzen, die reichlich und ohne Anstrengung hervorsprudelten. War es nicht blöd, zu glauben, daß man mit einem Schlage die Welt ändern, die Arbeiter an die Stelle der Arbeitgeber setzen, das Geld teilen

könne, wie man einen Apfel teilt? Es brauchte vielleicht Tausende und aber Tausende von Jahren, bis dies zur Wirklichkeit werden wird. Und darum soll man ihn mit solchen Wundern zufrieden lassen. Wollte man sich nicht den Kopf anrennen, so war es doch das beste, geradeaus zu gehen, möglichere Formen zu verlangen, kurz, das Schicksal der Arbeiter bei allen Gelegenheiten zu verbessern. Wenn er sich mit der Sache beschäftigte, bemühte er sich, die Gesellschaft zu besseren Bedingungen zu bewegen; durch den Trotz wird man nur dahin kommen, daß alle Hungers verrecken.

Etienne hatte ihn reden lassen; die Entrüstung schnürte ihm die Kehle zu. Endlich rief er aus:

„Hast du denn kein Blut in den Adern?“

Einen Augenblick war er versucht, ihn zu ohrfeigen, und um der Versuchung zu widerstehen, begann er mit großen Schritten im Saale auf- und abzugehen; er kühlte seine Wut an den Bänken, durch welche er sich gewaltsam einen Weg bahnte.

„Schließt doch wenigstens die Türe“, bemerkte Souvarine. „Es ist nicht notwendig, daß man Euch hört.“

Und nachdem er selbst die Türe geschlossen hatte, setzte er sich ruhig auf einen der vor dem Präsidententische stehenden Sessel. Er hatte sich eine Zigarette gedreht und betrachtete die beiden anderen mit seinem milden, schlauen Blick, die Lippen von einem feinen Lächeln gekräuselt.

„Wenn du dich erzürnst, so wird uns das nicht weit bringen“, bemerkte Rasseneur ruhig. „Ich habe zuerst geglaubt, du seiest besonnen und vernünftig. Es war sehr gut, den Kameraden zu empfehlen, daß sie sich ruhig verhalten, sie zu zwingen, daß sie sich nicht aus ihren Häusern rühren, endlich deine Macht zu gebrauchen, um die Ordnung aufrechtzuerhalten. Und nun bist du es selbst, der sie ins Verderben stürzen will.“

Bei jedem Lauf zwischen den Bänken kam Etienne zu dem Schankwirt zurück, packte ihn bei den Schultern, schüttelte ihn und schrie ihm seine Antworten ins Gesicht.

„Donner Gottes, ich will ja ruhig bleiben. Ja, ich habe ihnen eine Disziplin auferlegt; ja, ich rate ihnen noch immer, sich nicht zu rühren. Aber man soll uns nicht zum Besten halten wollen. Du hast das Glück, kaltes Blut zu bewahren. Ich glaube manchmal, daß mir der Schädel platzen will."

Es war dies einerseits eine Beichte. Er verhöhnte sich selbst wegen seiner Wahnvorstellungen eines Neophiten, wegen seines frommen Traumes von einer Stadt, wo unter den Brüder gewordenen Menschen alsbald die Gerechtigkeit herrschen sollte. Fürwahr, ein gutes Mittel, die Arme zu kreuzen und zu warten, wenn man sehen wollte, wie die Menschen bis zum Ende aller Tage einander auffressen wie die Wölfe. Nein, man mußte sich einmengen, sonst würde das Unrecht ewig dauern und stets würden die Reichen das Blut der Armen trinken. Er konnte sich denn auch die Dummheit nicht verzeihen, ehemals gesagt zu haben, daß man die Politik aus der sozialen Frage verbannen müsse. Damals verstand er nichts, seither aber hatte er gelesen und studiert. Jetzt waren seine Ideen gereift, und er rühmte sich, ein System zu haben. Allein, er erklärte dasselbe schlecht, in verworrenen Phrasen, die ein Gemisch aller Systeme darstellten. Obenauf blieb die Idee von Karl Marx: das Kapital ist das Resultat der Beraubung; die Arbeit hat die Pflicht und das Recht, diesen gestohlenen Reichtum zurückzuerobern. In der Praxis hatte er sich anfänglich gleich Proudhon durch die Chimäre vom wechselseitigen Kredit fangen lassen, von einer riesigen Austauschbank; dann wieder begeisterte er sich für die staatlich dotierten Arbeitsgenossenschaften, welche allmählich die ganze Erde in eine einzige Industriestadt umwandeln sollten. Dies währte bis

zu dem Tage, an welchem die Schwierigkeit der Kontrolle ihn diesen Plan fallen ließ. Seit kurzer Zeit war er bei dem Kollektivismus angelangt; er forderte, daß alle Arbeitswerkzeuge der Kollektivität abgeliefert werden. Allein dieser Plan war noch ganz verschwommen, und er wußte nicht, wie man ihn verwirklichen würde; ihn behinderten die Skrupel seiner Empfindlichkeit und seiner Vernunft; er wagte es nicht, sich bis zu den bestimmten Behauptungen der Sektierer zu versteigen. Er sagte bloß, es handle sich vor allem darum, sich der Regierung zu bemächtigen; das weitere werde sich finden.

„Aber was ficht dich an? Warum willst du dich mit den Spießbürgern einlassen?“ fuhr er mit Heftigkeit fort, indem er sich vor den Schankwirt hinstellte. „Sagtest du nicht selber, es müsse alles in die Luft fliegen?“ Rasseneur errötete leicht.

„Ja, das habe ich gesagt; und wenn alles in die Luft fliegt, wirst du sehen, daß ich nicht feiger bin als ein anderer. Allein, ich bin nicht gesonnen, mit denjenigen zu gehen, die den Trubel vermehren, um für sich eine Stellung herauszufischen.“

Jetzt war an Etienne die Reihe zu erröten. Die beiden Männer schrien nicht mehr; von kühler Nebenbuhlerschaft ergriffen, wurden sie in ihren Reden bitter und boshaft. Diese Nebenbuhlerschaft war es im Grunde, was die Systeme auf die Spitze trieb, den einen zu revolutionären Übertreibungen, den andern zu einer geheuchelten Vorsicht drängte, sie wider ihren Willen über ihre wahren Ideen hinaus fortriß, wie es das Verhängnis der Rollen ist, die man nicht selbst gewählt hat. Und Souvarine, der ihnen zuhörte, zeigte in seinem Antlitz, das dem eines blonden Mädchens glich, eine stille Verachtung, die vernichtende Verachtung eines Mannes, der bereit ist, sein Leben zu opfern, im Dunkel und in der Vergessenheit, ohne dafür auch nur den Ruhm des Märtyrertums zu haben.

„Also meinetwegen sagst du das?“ fragte Etienne. „Du bist neidisch?“

„Neidisch, weshalb?“ entgegnete Rasseneur. „Ich spiele mich nicht auf den großen Mann auf; ich trachte nicht einen Zweigverein in Montsou zu gründen, um Sekretär desselben zu werden.“

Der andere wollte ihn unterbrechen, doch er fügte hinzu:

„Sei doch aufrichtig: du kümmerst dich ganz und gar nicht um die Internationale; du willst nur an unserer Spitze sein, den Herrn spielen, indem du mit dem famosen Bundesrat des Nordens einen Briefwechsel unterhältst.“

Nach kurzem Stillschweigen nahm Etienne — vor Wut bebend — wieder das Wort.

„Es ist gut . . .“, sagte er. „Ich glaubte, ich habe mir nichts vorzuwerfen. Stets habe ich dich zu Rate gezogen, denn ich wußte, daß du hier — lange vor mir — gekämpft hast. Doch, da du niemanden an deiner Seite dulden kannst, werde ich künftig allein handeln . . . Und ich gebe dir vor allem zu wissen, daß die Sitzung dennoch stattfinden wird, selbst wenn Pluchart nicht kommt, und daß die Kameraden auch gegen deinen Willen beitreten werden.“

„Ei, mit dem Beitritt allein ist's nicht getan“, murmelte der Schankwirt; „man muß sie auch bestimmen, die Mitgliedergebühr zu bezahlen.“

„Keineswegs. Die Internationale bewilligt den im Streik befindlichen Arbeitern einen Aufschub. Wir werden später bezahlen, und sie wird uns sogleich zu Hilfe kommen.“

Da geriet Rasseneur plötzlich in Zorn.

„Nun, wir werden sehen! . . .“ rief er. „Ich werde an deiner Sitzung teilnehmen und werde sprechen. Ja; ich werde es nicht zugeben, daß du den Freunden die Köpfe verdrehst; ich werde sie über ihre wahre Interessen aufklären. Wir werden ja sehen,

wem sie folgen; mir, den sie seit dreißig Jahren kennen, oder dir, der du in weniger denn einem Jahre alles auf den Kopf gestellt hast. Nein, nein, laß mich zufrieden . . . Es gilt jetzt, wer von uns beiden den andern unterkriegt."

Er ging hinaus und schlug heftig die Türe zu, daß die Blumengewinde unter der Saaldecke erzitterten und die Wappenschilder an den Wänden tanzten. Dann versank der große Saal wieder in tiefe Stille.

Souvarine, der am Tische saß, rauchte still für sich hin, und seine Miene bewahrte ihre gewohnte Sanftmut. Etienne ging eine Weile wortlos hin und her, dann erleichterte er sein Herz. War es seine Schuld, daß man diesen dicken Taugenichts gegen ihn losließ? Und er wehrte sich gegen den Vorwurf, die Volkstümlichkeit gesucht zu haben; er wußte nicht einmal, wie all das gekommen war, die Freundschaft der Bevölkerung des Arbeiterdorfes, das Zutrauen der Kohler, die Macht, die er zur Stunde über sie hatte. Er war entrüstet über die Anschuldigung, aus Ehrgeiz zum Aufruhr gedrängt zu haben; er schlug sich an die Brust und beteuerte seine brüderlichen Gefühle.

Plötzlich blieb er vor Souvarine stehen und rief:

„Hör' einmal: wenn ich wüßte, daß die Sache einem unserer Freunde auch nur einen Tropfen Blut kosten könnte, würde ich lieber sogleich nach Amerika gehen!"

Der Maschinist zuckte mit den Achseln, und ein Lächeln kräuselte wieder seine Lippen.

„Ach, Blut," murmelte er, „was hat das zu bedeuten? Die Erde braucht Blut . . ."

Etienne beruhigte sich allmählich, nahm einen Sessel und ließ sich am andern Ende des Tisches nieder, den Ellenbogen auf denselben stemmend. Dieses blonde Gesicht, dessen träumerische Augen zuweilen eine helle Röte annahmen, die ihnen einen Aus-

druck der Wildheit gab, beunruhigte ihn, übte eine seltsame Wirkung auf seinen Willen. Ohne daß der Kamerad sprach, durch das Stillschweigen selbst gewonnen, fühlte er sich allmählich in Gedanken verloren.

„Was würdest du an meiner Stelle tun?“ fragte er endlich. „Habe ich nicht recht, daß ich zur Tat dränge? . . . Es ist doch das beste, daß wir uns an diesen Bund anlehnen, nicht?“

Souvarine blies ein Rauchwölkchen in die Luft, dann antwortete er mit seinem Lieblingsworte:

„Ja, das sind Dummheiten; aber vorläufig ist es gut so . . . Übrigens wird ihre Internationale sich bald rühmen. Er beschäftigt sich damit.“

„Wer?“

„Er!“

Er hatte dieses Wort halblaut ausgesprochen, mit der Miene inbrünstigen Eifers, und dabei seinen Blick nach dem Osten gerichtet. Er sprach vom Meister, von Bakunin, dem Vertilger.

„Er allein vermag den Keulenschlag zu führen,“ setzte er hinzu, „während deine Gelehrten mit ihrer Evolution nichts als Feiglinge sind . . Ehe drei Jahre vergehen, wird die Internationale unter seinen Befehlen die alte Welt zertrümmern.“

Etienne spitzte aufmerksam die Ohren. Er brannte vor Wißbegierde, diesen Kultus des Umsturzes zu verstehen, über welchen der Maschinist nur wenige, unklare Worte fallen ließ, als würde er die Geheimnisse desselben für sich behalten wollen.

„Aber erkläre mir doch endlich, was ist euer Ziel?“

„Alles zerstören . . . keine Nationen, keine Regierungen, kein Eigentum, keinen Gott und keinen Kultus.“

„Ich verstehe. Aber wohin führt euch das?“

„Zur primitiven, formlosen Kommune, zu einer neuen Welt, zu einem neuen Beginn von allem.“

„Und die Mittel der Durchführung? Wie wollt ihr die Sache anfassen?“

„Mit dem Feuer, mit dem Gift, mit dem Dolch. Der Räuber ist der wahre Held, der Volksrächer, der Revolutionär der Tat, ohne aus den Büchern geholte Phrasen. Eine Reihe von furchtbaren Attentaten muß die Mächtigen erschrecken und die Völker erwecken.“

Souvarine wurde furchtbar, indem er sprach. Die Begeisterung erhob ihn auf seinen Sessel, eine mystische Flamme sprühte aus seinen fahlen Augen, und seine feinen Hände preßten den Tischrand, daß er ihn schier zerbrach. Von Furcht ergriffen, betrachtete ihn der andere, dachte an die Geschichten, die ihm halb und halb anvertraut worden, an die Minen unter dem Palaste des Zars, an die Polizeichefs, die niedergestochen wurden gleich Wildschweinen; an die Geliebte Souvarines, das einzige Weib, dem er zugetan gewesen, und welches an einem regnerischen Morgen in Moskau gehängt wurde, während er, unter die Menge verloren, sie ein letztes Mal mit den Augen küßte.

„Nein, nein“, murmelte Etienne mit einer Handbewegung, welche diese abscheulichen Visionen verscheuchte; „wir hierzulande sind noch nicht so weit. Mord und Brand, niemals! Das ist ungeheuerlich, das ist ungerecht; alle Kameraden würden sich erheben, um den Verbrecher zu erwürgen.“

Übrigens begriff er noch immer nicht; seine Rache lehnte sich auf gegen diesen düsteren Traum von der Ausrottung der Welt, die hingemäht werden sollte wie ein Roggenfeld. Was wird man nachher anfangen, wie würden die Völker dann neu erstehen? Er forderte eine Antwort.

„Sage mir dein Programm. Wir wollen wissen, wohin wir gehen.“

Da schloß Souvarine ruhig, mit seinem traumverlorenen Blick:

Er war schon auf der Schwelle des Hauses, als ihm noch etwas einfiel.

„Sapristi! Schier hätte ich die Karten vergessen. Was wollten wir da anfangen?"

Er kehrte zum Wagen zurück, welchen der Kutscher eben unter den Schuppen führen wollte, und holte unter dem Sitze ein Kästchen von schwarzem Holze hervor, welches er unter dem Arm hineintrug.

Etienne ging strahlenden Gesichtes hinter ihm her, während der betroffene Rasseneur es nicht wagte, ihm die Hand zu reichen. Doch Pluchart schüttelte die seinige und sagte ihm rasch ein Wort über seinen Brief. Welch eine drollige Idee! Warum sollte man diese Versammlung nicht abhalten? Man soll immer eine Versammlung abhalten, wenn man es kann. Die Witwe Désir bot ihm eine Erfrischung an; allein er lehnte ab; er spreche, ohne zu trinken, sagte er. Aber er hatte es eilig, weil er am Abend bis nach Joiselle kommen wollte, um sich dort mit Legoujeux zu verständigen. Nun drängten alle in einem Haufen nach dem Saale. Maheu und Levaque, die spät gekommen waren, folgten den übrigen. Und die Tür wurde mit dem Schlüssel versperrt, damit man unter sich sei; darüber lachten die Spaßvögel ganz laut; Zacharie rief Mouquet zu, daß sie vielleicht alle miteinander da drinnen ein Kind machen wollten.

Etwa hundert Köhler saßen harrend auf den Bänken, in der dumpfen Luft des Saales, wo die warmen Gerüche des letzten Balles von den Dielen aufstiegen. Ein Flüstern lief durch die Menge; die Köpfe wandten sich um, während die Neuangekommenen sich auf die leeren Plätze setzten. Man betrachtete den Herrn aus Lille; sein schwarzer Rock verursachte Überraschung und Unbehagen.

Auf Vorschlag Etiennes wurde sogleich das Bureau gebildet;

er rief die Namen aus, die andern gaben ihre Zustimmung durch Erheben der Hände. Pluchart wurde zum Präsidenten, Maheu und Etienne wurden zu Beisitzern gewählt. Es gab ein geräuschvolles Sesselrücken, das Bureau nahm seine Plätze ein. Man suchte einen Augenblick den Präsidenten, der hinter dem Tische verschwunden war, unter welchen er sein Kästchen geschoben hatte, das er nicht von der Hand lassen wollte. Als er wieder erschien, schlug er leicht mit der Faust auf den Tisch, um Stille zu verlangen. Dann begann er mit heiserer Stimme:

„Mitbürger! . . .“

Eine kleine Tür ging auf, er mußte sich unterbrechen. Es war die Witwe Désir, welche, einen Umweg durch die Küche nehmend, sechs Schoppen Bier auf einer Platte brachte.

„Stören Sie sich nicht,“ flüsterte sie, „wenn man spricht, hat man Durst.“

Maheu nahm ihr die Platte ab, und Pluchart konnte fortfahren. Er sei gerührt von der guten Aufnahme seitens der Arbeiter von Montsou, sagte er. Er entschuldigte seine Verspätung mit der vielen Plage, die er hatte, und mit seinem Halsweh. Dann erteilte er das Wort dem Bürger Rasseneur, der es verlangt hatte.

Rasseneur hatte schon neben dem Tische, in der Nähe der Bierschoppen, Aufstellung genommen. Ein umgelegter Sessel diente ihm als Rednertribüne. Er schien sehr erregt und hustete, bevor er mit lauter Stimme ausrief:

„Kameraden!“

Sein Einfluß auf die Grubenarbeiter kam von der Leichtigkeit seiner Rede, von der Gemütlichkeit, mit welcher er stundenlang sprach, ohne jemals zu ermüden. Er verzichtete auf Geberden, blieb schwerfällig und lächelnd, hüllte sie in seine Reden ein und betäubte sie, bis alle riefen: „Ja, ja, es ist wahr, du hast recht.“ Heute fühlte er jedoch gleich nach den ersten Worten einen

dumpfen Widerstand. Er ging denn auch mit Vorsicht vor. Er sprach vorerst gegen die Fortsetzung des Streiks und erwartete die Zustimmung, bevor er auf den Angriff gegen die Internationale übergehen würde. Gewiß, die Ehre gestattete es nicht, auf die Forderungen der Gesellschaft einzugehen; allein, welches Elend! Welche furchtbare Zukunft, wenn man noch lange in Widerstand fortfahren mußte! Und ohne sich für die Unterwerfung auszusprechen, erweichte er den Mut der Leute; er sprach von den Hungers sterbenden Arbeiterdörfern und fragte, woher die Anhänger des Widerstandes Hilfe erwarteten. Drei oder vier seiner Freunde versuchten ihm beizustimmen, was die eisige Stille der überwiegenden Mehrheit nur um so mehr hervortreten ließ und nur dazu beitrug, das Mißfallen zu verschärfen, welches diese Worte hervorriefen. Und indem Rasseneur darob verzweifelte, sie wieder für sich zu gewinnen, geriet er in Zorn und prophezeite ihnen alles Unglück, wenn sie sich die Köpfe verdrehen lassen würden durch Herausforderungen, die aus der Fremde kommen. Zwei Drittel der Anwesenden erhoben sich verdrossen und wollten ihn am Weitersprechen hindern, da er sie beschimpfte und wie Kinder behandelte, die ihr Betragen nicht einzurichten wüßten; er aber fuhr fort, in dem Tumulte zu reden, wobei er von Zeit zu Zeit einen Schluck Bier nahm; der Kerl sei noch nicht geboren, schrie er, der ihn hindern würde, seine Pflicht zu tun.

Pluchart stand aufrecht hinter dem Tische; da er keine Glocke hatte, schlug er mit der Faust auf den Tisch und wiederholte immerfort mit seiner heiseren Stimme:

„Mitbürger, Mitbürger . . . !“

Endlich trat ein wenig Stille ein, und die von dem Vorsitzenden befragte Versammlung entzog Rasseneur das Wort. Die Abgesandten, welche bei dem Direktor erschienen waren, führten alle übrigen; alle waren durch den Hunger erbittert und von

neuen Ideen bearbeitet. Der Beschluß war sozusagen im voraus vereinbart worden.

„Du hast leicht lachen, denn du issest!" brüllte Levaque, indem er Rasseneur drohend die Faust zeigte.

Etienne hatte sich hinter dem Rücken des Vorsitzenden zurückgelehnt, um Maheu zu beschwichtigen, der ganz rot und durch die heuchlerischen Reden des Schankwirtes außer sich gebracht worden war.

„Mitbürger," — sagte Pluchart — „gestattet mir das Wort."

Tiefe Stille trat ein, und er sprach. Schwer und rauh kamen die Worte aus seiner Kehle hervor, aber er hatte sich auf seinen Kreuz- und Querfahrten daran gewöhnt. Er führte seine Kehlkopfentzündung wie sein Programm im Lande umher. Allmählich ward die Stimme stärker, und er wußte pathetische Wirkungen zu erzielen. Seine Arme ausbreitend, seine Perioden mit einem Wiegen der Schultern begleitend, entwickelte er eine Beredsamkeit, die etwas von einer Predigt hatte, eine fromme Art, das Ende der Sätze fallen zu lassen, ein monotones Schnarren, welches schließlich die Zuhörer überzeugte.

Er sprach über die Größe und die Wohltaten der Internationale; es war die Rede, die er überall anbrachte, wo er zuerst erschien. Er erklärte den Zweck dieses Bundes, die Emanzipation der Arbeiter, er erläuterte den großartigen Bau: unten die Gemeinde, darüber die Provinz, noch höher die Nation, ganz auf dem Gipfel die Menschheit. Langsam bewegten sich seine Arme, schienen die Stockwerke aufeinander zu stellen, richteten die ungeheure Kathedrale der künftigen Welt auf. Dann folgte die Schilderung der inneren Verwaltung; er las die Statuten vor, sprach von den Kongressen, zeigte die wachsende Bedeutung des Werkes, die Ausbreitung des Programms, welches, von der Besprechung der Löhne ausgehend, jetzt die gesellschaftliche Abrechnung in

dumpfen Widerstand. Er ging denn auch mit Vorsicht vor. Er sprach vorerst gegen die Fortsetzung des Streiks und erwartete die Zustimmung, bevor er auf den Angriff gegen die Internationale übergehen würde. Gewiß, die Ehre gestattete es nicht, auf die Forderungen der Gesellschaft einzugehen; allein, welches Elend! Welche furchtbare Zukunft, wenn man noch lange im Widerstand fortfahren mußte! Und ohne sich für die Unterwerfung auszusprechen, erweichte er den Mut der Leute; er sprach von den Hungers sterbenden Arbeiterdörfern und fragte, woher die Anhänger des Widerstandes Hilfe erwarteten. Drei oder vier seiner Freunde versuchten ihm beizustimmen, was die eisige Stille der überwiegenden Mehrheit nur um so mehr hervortreten ließ und nur dazu beitrug, das Mißfallen zu verschärfen, welches diese Worte hervorriefen. Und indem Rasseneur darob verzweifelte, sie wieder für sich zu gewinnen, geriet er in Zorn und prophezeite ihnen alles Unglück, wenn sie sich die Köpfe verdrehen lassen würden durch Herausforderungen, die aus der Fremde kommen. Zwei Drittel der Anwesenden erhoben sich verdrossen und wollten ihn am Weitersprechen hindern, da er sie beschimpfte und wie Kinder behandelte, die ihr Betragen nicht einzurichten wüßten; er aber fuhr fort, in dem Tumulte zu reden, wobei er von Zeit zu Zeit einen Schluck Bier nahm; der Kerl sei noch nicht geboren, schrie er, der ihn hindern würde, seine Pflicht zu tun.

Pluchart stand aufrecht hinter dem Tische; da er keine Glocke hatte, schlug er mit der Faust auf den Tisch und wiederholte immerfort mit seiner heiseren Stimme:

„Mitbürger, Mitbürger . . . !“

Endlich trat ein wenig Stille ein, und die von dem Vorsitzenden befragte Versammlung entzog Rasseneur das Wort. Die Abgesandten, welche bei dem Direktor erschienen waren, führten alle übrigen; alle waren durch den Hunger erbittert und von

neuen Ideen bearbeitet. Der Beschluß war sozusagen im voraus vereinbart worden.

„Du hast leicht lachen, denn du issest!“ brüllte Levaque, indem er Rasseneur drohend die Faust zeigte.

Etienne hatte sich hinter dem Rücken des Vorsitzenden zurückgelehnt, um Maheu zu beschwichtigen, der ganz rot und durch die heuchlerischen Reden des Schankwirtes außer sich gebracht worden war.

„Mitbürger,“ — sagte Pluchart — „gestattet mir das Wort.“

Tiefe Stille trat ein, und er sprach. Schwer und rauh kamen die Worte aus seiner Kehle hervor, aber er hatte sich auf seinen Kreuz- und Querfahrten daran gewöhnt. Er führte seine Kehlkopfentzündung wie sein Programm im Lande umher. Allmählich ward die Stimme stärker, und er wußte pathetische Wirkungen zu erzielen. Seine Arme ausbreitend, seine Perioden mit einem Wiegen der Schultern begleitend, entwickelte er eine Beredsamkeit, die etwas von einer Predigt hatte, eine fromme Art, das Ende der Sätze fallen zu lassen, ein monotones Schnarren, welches schließlich die Zuhörer überzeugte.

Er sprach über die Größe und die Wohltaten der Internationale; es war die Rede, die er überall anbrachte, wo er zuerst erschien. Er erklärte den Zweck dieses Bundes, die Emanzipation der Arbeiter, er erläuterte den großartigen Bau: unten die Gemeinde, darüber die Provinz, noch höher die Nation, ganz auf dem Gipfel die Menschheit. Langsam bewegten sich seine Arme, schienen die Stockwerke aufeinander zu stellen, richteten die ungeheure Kathedrale der künftigen Welt auf. Dann folgte die Schilderung der inneren Verwaltung; er las die Statuten vor, sprach von den Kongressen, zeigte die wachsende Bedeutung des Werkes, die Ausbreitung des Programms, welches, von der Besprechung der Löhne ausgehend, jetzt die gesellschaftliche Abrechnung in

„Schweigt, die Gendarmen sind da!“

Der Polizeikommissär des Arrondissements kam an, ein wenig verspätet, um Protokoll aufzunehmen und die Versammlung aufzulösen. Vier Gendarmen begleiteten ihn. Die Witwe hatte sie fünf Minuten vor der Türe aufgehalten, indem sie auf ihre Fragen ihnen sagte, sie sei hier zu Hause und habe wohl das Recht, Freunde bei sich zu versammeln. Doch man hatte sie beiseite geschoben, und sie war herbeigeeilt, um ihre Kinder zu benachrichtigen.

„Ihr müßt durch diese Tür fort“, sagte sie; „im Hofe steht ein schmutziger Gendarm. Das tut aber nichts; meine kleine Holzkammer öffnet sich auf das Seitengäßchen. Sputet euch!“

Schon pochte der Kommissär mit den Fäusten an die Türe, und weil man nicht öffnete, drohte er die Türe einzustoßen. Ein Spion mußte geplaudert haben, denn er schrie, daß die Versammlung ungesetzlich sei, daß zahlreiche Arbeiter da seien, die keine Einladung hätten.

Der Lärm im Saale wurde immer größer. Man konnte nicht so davonlaufen, man hatte noch nicht gestimmt, weder für den Beitritt noch für die Fortsetzung des Streikes. Alle redeten auf einmal. Endlich hatte der Vorsitzende den Einfall, daß man mit Akklamation stimmen soll. Einzelne streckten die Arme in die Luft, die Abgesandten erklärten in aller Eile, daß sie im Namen der abwesenden Kameraden beitreten würden. In dieser Weise wurden die zehntausend Köhler von Montsou Mitglieder der Internationale.

Mittlerweile hatte die Flucht begonnen. Den Rückzug deckend hatte die Witwe Désir sich gegen die Türe gestemmt, welche die Flintenkolben der Gendarmen erschütterten. Die Köhler sprangen über die Bänke und entflohen einer nach dem andern durch die Küche und die Holzkammer. Rasseneur war als einer der Ersten verschwunden, Levaque folgte ihm, seine Verwünschungen ver-

gessend und nur daran denkend, sich ein Glas Bier anbieten zu lassen, um sich zu erfrischen. Etienne hatte sich des kleinen Holzkästchens bemächtigt und wartete mit Pluchart und Maheu, die es als eine Ehrensache betrachteten, als die Letzten fortzugehen. Eben als sie den Saal verlassen hatten, sprang das Schloß ab, und der Kommissär befand sich der dicken Wirtin gegenüber, deren Bauch und Busen ihm noch immer den Weg verrammelten.

„Was soll es nützen, daß Ihr bei mir alles zerschlagt?“ rief sie. „Ihr seht wohl, daß niemand da ist.“

Der Polizeikommissär, ein bedächtiger Mann, der alle Aufregungen scheute, drohte ihr, sie ins Gefängnis abführen zu lassen. Dann ging er fort, um sein Protokoll aufzusetzen, und nahm seine vier Gendarmen mit, gefolgt von den höhnischen Bemerkungen Zacharies und Mouquets, welche, den feinen Streich ihrer Kameraden bewundernd, sich über die bewaffnete Macht lustig machten.

Im Seitengäßchen angekommen, begann Etienne mit dem Kästchen unter dem Arme zu laufen, gefolgt von den übrigen. Plötzlich erinnerte er sich Pierrons und fragte, weshalb man diesen nicht gesehen. Maheu, der neben ihm einherlief, erwiderte, daß er krank sei. Er leide an der Furcht, sich zu kompromittieren. Man wollte Pluchart noch zurückhalten, doch dieser erklärte, daß er im Augenblicke nach Joiselle weiterreise, wo Legoujeux seine Befehle erwarte. Man rief ihm glückliche Reise zu, ohne im Lauf innezuhalten. Etienne und Maheu lachten vertraulich, sie waren nunmehr des Triumphes sicher; wenn erst die Internationale Hilfsgelder schickte, dann würde die Gesellschaft sich aufs Bitten verlegen müssen, damit die Arbeiter wieder zur Grube anfahren. Und in dieser Aufwallung der Hoffnung, in diesem Galopp der plumpen Schuhe auf dem Pflaster von Montsou lag noch etwas anderes: ein düsterer, wilder Zug, eine Heftigkeit, deren Hauch alle Arbeiterdörfer ringsumher in ein Fieber versetzen sollte.

II.

Es war auf dem Plan-des-Dames, einer weiten Lichtung, welche einen Holzschlag erschlossen hatte. Sie streckte sich in einem sanften Abhang dahin, eingeschlossen von hohem Gehölz, prächtigen Buchen, deren gerade, regelmäßig gewachsene Stämme sie gleich weißen Säulen, mit grünen Flechten belegt, umgaben; am Boden lagen gefällte Baumriesen im Grase, während links ein Haufen Scheitholz in geometrischen Kubikfiguren aufgeschichtet stand. Mit zunehmender Dunkelheit ward die Kälte schneidiger; das gefrorene Moos krachte unter den Schritten. Schwarze Nacht lagerte auf der Erde; die hohen Äste hoben sich scharf von dem bleichen Nachthimmel ab, an welchem der Vollmond heraufzog, um die Sterne zu verdunkeln.

Nahezu dreitausend Köhler hatten dem Rufe Folge geleistet; es war eine wimmelnde Masse, Männer, Weiber, Kinder, die allmählich die Lichtung erfüllten und selbst weithin unter den Bäumen standen; und es kamen noch immer Nachzügler, die Flut von Köpfen breitete sich — in Schatten getaucht — bis zu den benachbarten Schlägen aus. Und aus dieser Flut, inmitten des unbeweglichen, winterstarren Forstes, stieg ein Grollen auf, einem Sturmwinde gleichend.

Obenan, den Abhang beherrschend, stand Etienne mit Maheu und Rasseneur. Ein Streit war zwischen ihnen ausgebrochen; man hörte ihre Stimmen in plötzlichen Ausbrüchen. Neben ihnen standen einige Männer und hörten ihren Streit mit an; Levaque, mit geballten Fäusten, Pierron, den übrigen den Rücken kehrend und sehr beunruhigt, weil er nicht noch länger ein Fieber vorgeschützt hatte; dann der Vater Bonnemort und der alte Mouque, die auf einem Baumstumpf tief nachdenklich beisammen saßen. Weiter hinten die Spötter: Zacharie, Mouquet und noch andere, die nur gekommen waren, um ihren Spaß zu haben; Frauen

standen in Gruppen beisammen, ernst und gesammelt wie in der Kirche. Frau Maheu nickte stumm zu den Flüchen der Levaque. Philomene hustete; seit Beginn des Winters hatte die Bronchitis sie wieder heimgesucht. Nur die Mouquette lachte aus vollem Halse, erheitert durch die Art und Weise, wie die Mutter Brule ihre Tochter behandelte, eine Entartete, die sie aus dem Hause schickte, um sich inzwischen mit Kaninchenbraten gütlich zu tun, eine Verkaufte, die durch die Feigheiten ihres Mannes fett geworden. Jeanlin hatte auf dem Holzstoß Aufstellung genommen, hatte Lydie heraufgezogen und Bébert genötigt, ihnen zu folgen. Und nun standen alle drei oben, höher als alle anderen.

Den Streit hatte Rasseneur angefangen, indem er forderte, daß ein Bureau gewählt werde, wie bei Versammlungen üblich ist. Er hatte die Niederlage noch nicht verwunden, die er in der Versammlung beim „Gemütlichen" erlitten hatte; er hatte geschworen, Rache zu nehmen, denn er schmeichelte sich, seine frühere Autorität wiederzugewinnen, wenn er nicht mehr den Bevollmächtigten, sondern dem Volke der Köhler sich gegenüber befinden würde. Etienne war entrüstet; er hatte es blöd gefunden, daß man in diesem Walde ein Bureau wählen solle. Da man sie hetzte wie die Wölfe, mußten sie als Revolutionäre, als Wilde handeln.

Als er sah, daß der Streit kein Ende nehmen wolle, bemächtigte er sich mit einem Schlage der Menge; er stieg auf einen Baumstumpf und rief:

„Kameraden! Kameraden!"

Der wüste Lärm dieses Volkes verlor sich in einem langen Seufzer, während Maheu die Protestationen Rasseneurs dämpfte. Etienne fuhr mit lauter Stimme fort:

„Kameraden! Da man uns verbietet zu sprechen, da man Gendarmen gegen uns aussendet, als ob wir Räuber wären,

müssen wir uns hier verständigen. Hier sind wir frei, hier sind wir zu Hause; niemand wird uns hier schweigen gebieten, so wenig wie den Vögeln und den wilden Tieren."

Ein Sturm von Schreien und Ausrufen war der Widerhall dieser Worte.

„Ja, ja, der Wald gehört uns; man hat doch wohl das Recht, hier zu reden. Sprich!"

Etienne stand einen Augenblick unbeweglich auf dem Baumstumpfe. Der Mond stand noch zu tief am Gesichtskreise und beleuchtete nur die Baumkronen; die Menge blieb in Dunkel getaucht und ward allmählich wieder still. Etienne, der die anderen überragend auf der Höhe des Abhanges stand, glich einem dunklen Barren.

Langsam erhob er einen Arm und begann zu sprechen; aber seine Stimme grollte nicht mehr; er hatte den kühlen Ton eines Abgesandten des Volkes angenommen, der seinen Rechenschaftsbericht erstattet. Er brachte schließlich jene Rede an, welche der Polizeikommissär in der Schenke „zur Gemütlichkeit" ihm abgeschnitten hatte; er gab eine kurze geschichtliche Darstellung des Arbeitsausstandes, wobei er sich einer wissenschaftlichen Beredsamkeit bediente. Tatsachen, nichts als Tatsachen. Er sprach zuerst von seinem Widerstreben gegen den Arbeitsausstand. Die Köhler hatten den Ausstand nicht gewollt, die Gesellschaft mit ihrem neuen Lohntarif für die Verzimmerung habe sie herausgefordert. Er erinnerte an den ersten Schritt, welchen die Bevollmächtigten bei dem Direktor getan hatten; an das Übelwollen der Gesellschaft bei jener Gelegenheit und an ihr verspätetes Zugeständnis bei dem zweiten Schritte: die zehn Centimes, welche sie zurückgab, nachdem sie den Versuch gemacht, sie zu stehlen. Nun war man soweit gekommen; er führte Ziffern an, um die Erschöpfung der Unterstützungskasse darzulegen, gab die Ver-

wendung der gesandten Gelder an, entschuldigte in einigen Phrasen die Internationale, Pluchart und die anderen, daß sie inmitten ihrer Sorgen, die Welt zu erobern, nicht mehr für sie tun könnten. Die Lage ward dann von Tag zu Tag schwieriger, die Gesellschaft sandte die Arbeitsbücher zurück und drohte, belgische Arbeiter anzuwerben; überdies schüchterte sie die Schwachen ein; sie hatte eine gewisse Anzahl von Köhlern bewogen anzufahren. Er behielt die eintönige Stimme bei, gleichsam um auf diese schlimmen Nachrichten einen Nachdruck zu legen; er sprach von dem siegreichen Hunger, von der toten Hoffnung, von dem Kampfe, der bei dem letzten Aufflackern des Mutes angelangt sei. Dann schloß er plötzlich, ohne den Ton zu erhöhen:

„Unter solchen Umständen, Kameraden, habt ihr heute abend einen Entschluß zu fassen. Wollt ihr den Streik fortsetzen? Und in diesem Falle: was wollt ihr tun, um die Gesellschaft zu besiegen?"

Tiefe Stille senkte sich von dem gestirnten Himmel herab. Die in der Finsternis der Nacht unsichtbare Menge schwieg unter dem Eindrucke dieser Worte, die ihr das Herz schwer machten; man vernahm nur ihren trostlosen Atem, der durch die Bäume strich.

Doch Etienne hatte mit veränderter Stimme wieder das Wort ergriffen. Es sprach nicht mehr der Sekretär der Vereinigung, sondern der Anführer, der Apostel, der die Wahrheit verkündete. „Werden sich wortbrüchige Feiglinge finden?" fragte er. Sollte man vergeblich einen Monat gelitten haben? Sollte man gesenkten Hauptes zu den Gruben zurückkehren, und sollte das ewige Elend wieder beginnen? Wäre es nicht besser, sogleich zu sterben und den Versuch zu machen, die Tyrannei des Kapitals zu zerstören, welches den Arbeiter zu hungern zwingt? Sich immer wieder dem Hunger beugen bis zu dem Augenblicke, wo der

Begierde, über Etienne zu triumphieren, hatte er einen Einfall, der ihn wieder aufrichtete.

„Höret mich doch!“ rief er. „Kommet morgen nach Jean-Bart und ihr werdet sehen, ob ich arbeite! Wir halten mit euch und man hat mich gesandt, um euch dies zu sagen. Man muß die Feuer auslöschen; auch die Maschinen müssen in den Ausstand eintreten. Wenn die Pumpen stille stehen: um so besser! Das Wasser wird die Gruben ersäufen, und alles wird zu Ende sein.“

Man klatschte ihm wütend Beifall; Etienne war überflügelt. Die Redner auf dem Baumstumpfe lösten einander ab, gestikulierten in dem Lärm, machten unsinnige Vorschläge. Es war der wahnwitzig gewordene Glaube, die Ungeduld einer religiösen Sekte, welche des Hoffens auf das erwartete Wunder überdrüssig, sich entschloß, dasselbe endlich herauszufordern. Durch den Hunger blöd gemacht, war es allen diesen Köpfen rot vor den Augen; sie träumten von Feuer und Blut, inmitten einer Ruhmesapotheose, aus welcher das allgemeine Glück hervorsproß. Und der stille Mond tauchte diese wogende Menge in seine Lichtflut; der tiefe Wald umhüllte mit seinem Schweigen diesen ungeheuren Mordruf. Das gefrorene Moos allein krachte unter den Füßen, während die Buchen, aufrecht in ihrer Kraft, mit den zarten Verästelungen ihrer Zweige, schwarz unter dem weißen Himmel, die erbärmlichen Wesen, die sich zu ihren Füßen bewegten, weder sahen noch hörten.

Jetzt entstand ein Gedränge, und die Maheu gelangte so in die Nähe ihres Mannes; beide waren um ihre gesunde Vernunft gekommen; fortgerissen von der allmählichen Erbitterung, die sie seit Monaten bearbeitete, stimmten sie Levaque zu, der die anderen überbietend die Köpfe der Ingenieure forderte. Pierron war verschwunden; Bonnemort und Mouque redeten zugleich, sagten undeutliche, sehr heftige Dinge, die niemand verstand.

Zacharie trieb allerlei Ulk und forderte, daß die Kirchen der Erde gleichgemacht werden sollen; Mouquet schlug mit dem Ballschlägel auf die Erde, nur um den Lärm zu vergrößern. Die Weiber wüteten: die Levaque war — die Fäuste in die Hüften gestemmt — mit Philomene in heftigen Streit geraten, weil diese angeblich gelacht hatte; die Mouquette sagte, man müsse die Gendarmen mit Fußtritten in den Hintern „niedermachen"; die Brule, die soeben Lydie geohrfeigt, weil sie das Mädchen ohne Korb und ohne Salat gefunden, fuhr fort, Schläge ins Leere zu führen.

„Kameraden, Kameraden!" wiederholte Etienne erschöpft, sich heiser schreiend, um einen Augenblick Stille zu erlangen, damit man sich endgültig verständigen könne.

Endlich hörte man ihn.

„Kameraden, morgen früh in Jean-Bart! Ist es abgemacht?"

„Ja, ja, in Jean-Bart! Tod den Verrätern!"

Der Sturm dieser dreitausend Stimmen erfüllte den Himmel und erstarb in der klaren Helle des Mondes.

Taten

Schon mit Tagesanbruch war eine zitternde Bewegung durch die Arbeiterdörfer gegangen, jene Bewegung, die jetzt auf allen Wegen, in der ganzen Landschaft immer mehr anschwoll. Allein, der verabredete Aufbruch konnte nicht geschehen; es verbreitete sich die Nachricht, daß Dragoner und Gendarmen durch die Ebene zögen. Man erzählte, sie seien während der Nacht aus Douai angekommen; man beschuldigte Rasseneur, die Kameraden verraten zu haben, indem er Herrn Hennebeau von deren Absichten verständigte; eine Schlepperin schwor, sie habe gesehen, wie ein Diener die Depesche zum Telegraphenamte trug. Die Arbeiter ballten drohend die Fäuste und lauerten beim fahlen Lichte der

bündet mit der Reaktion, oder die Ordnung, die eins ist mit der Freiheit."

„Immer die großen Worte", murmelte der Gemeindesekretär Camuzzi. „Wer weiß, auf welcher Seite hier die Freiheit ist. Freiheit ist nicht dasselbe wie Zügellosigkeit."

„Beabsichtigen Sie eine persönliche Anspielung, Herr Camuzzi?" fragte der Advokat. „Dann erfahren Sie, daß ich mich eines Lebens, das frei von Heuchelei ist, nicht schäme. Ich weiß mich einer ruhmreichen Tradition verbunden. Offenbar ist Ihnen unbekannt, mein Herr, von welchen Müttern wir stammen. An der Stelle unserer Stadt hat ein Heiligtum der Venus gestanden, mein Herr."

„Nun, es ist abgebrochen", — und der Sekretär zuckte die Achseln.

„Freuen Sie sich darüber mit Ihrem Don Taddeo, diesem Demagogen im Priesterkleid. Hat er nicht heute früh in seiner Predigt dem Volk angeraten, wenn die Mächtigen sich der Wollust ergeben, solle es sie niederreißen? Ich weiß wohl, welche Mächtigen gemeint sind."

Der Advokat wies sich auf die Brust.

„Und Ihr Don Taddeo soll bei dieser Gelegenheit erst merken, was Macht heißt!"

Er schwenkte eine Zeitung. Der Tabakhändler Polli kratzte sich den Kopf.

„Sehr gut. Aber inzwischen sind wir wenige, und der Mittelstand läßt ganze Regimenter aufmarschieren. Man muß unsere Freunde holen. Auch werde ich meinen Olindo suchen. Wenn er sonst nichts taugt, hat er doch Fäuste."

Der Stadtzolleinnehmer erklärte, ebenfalls werben zu wollen und betrat die Apotheke. Der alte Apotheker Acquistapace stapfte heraus; er stieß mit dem Stößel seines Mörsers um sich.

„Romolo!" rief es schrill von oben.

„Es gibt keinen Romolo!“ brüllte er. „Es gibt nur einen Soldaten Garibaldis, der die Sache der Freiheit in Gefahr sieht.“

Und immer tapferer:

„Wo sind die Feiglinge, die sich aus Furcht vor ihren Weibern in ihren Läden verstecken? Wo ist Mancafede?“

Er machte sich, seinen Stößel schwingend, auf den Platz hinaus, dem feindlichen Heer entgegen und mitten hindurch; niemand beim Café „zum heiligen Agapitus“ wagte, so sehr sie fuchtelten, den alten Krieger anzurühren; — und wie der Kaufmann Mancafede gerade den Rolladen herabzog, ward er gepackt. Zitternd kam er mit.

„Wucherer!“ schrie der Tapezierer Allebardi mit einer Stimme wie sein Bombardon, dicht unter der Nase des Kaufmanns, der erbleicht zurückfuhr. Das Volk wiederholte:

„Wucherer!“

„Dieb!“ — und der alte Kneipenheld Zechini war blau vor plötzlicher Wut; „Dieb, der allen Wein aufkauft, so daß niemand ihn bezahlen kann und wir verdursten müssen!“

„Wir wollen nicht verdursten!“ grölten seine Zechbrüder.

„Und wir hier wollen nicht verhungern“, rief vom Rathaus her ein riesiger Fuhrmann. „Nieder mit dem Bäcker!“

„Nieder mit dem Bäcker!“ wiederholte das Volk; und Crepalini verschwand rasch zwischen den Seinen.

„Und die Kuchen des Serafini!“ gellte hinter dem Rücken des Fuhrmanns der Konditorlehrling Coletto. „Wollt ihr wissen, was er statt Zimt hineingibt? Zerstoßene Wanzen! Wanzenkonditor! Wanzenkonditor!“

Ein Schrei des Abscheus; — und über allem jammerte eine Frauenstimme:

„Isidoro! Mein Isidoro!“

Mama Paradisi hing, alles vergessend, aus ihrem Fenster.

aus seiner Demut wie aus seiner Düsterkeit immer den Neid dessen herausgefühlt, der nicht zu den Göttern gehört."

„Die Komödiantin! Laßt sie nicht entwischen!" heulte vor der Domtreppe die Frau des Kirchendieners Pipistrelli; — und verfolgt von den Weibern, rannte die Sängerin Italia mit kleinen behinderten Schritten und kreischend wie ein Pfau über den Platz. Der Apotheker Acquistapace stapfte ihr entgegen; obwohl es von droben mit entsetzlicher Stimme „Romolo" rief, fing er sie auf. Die Weiber wichen nicht, sie blockierten das Café „zum Fortschritt". Der junge Severino Salvatori trat ihnen elegant gegenüber und lispelte Anzüglichkeiten.

„Da ist er!" rief die Frau des Schuhmachers Malagodi. „Der da hat etwas Schlechtes von unserer Elena verlangt, und sie hat ihn vor die Tür gesetzt."

„Ah! was für ein schöner junger Mann", — und eine entriß ihm sein Monokel. Darauf machten alle sich davon, unter schreiendem Gelächter und Gesten, die nicht alle anständig waren.

„Habe ich denn verdient, daß man mich totschlägt?" jammerte Italia auf der ledernen Bank im Innern des Cafés, wo der Herr Giocondi unter schelmischen Seitenblicken auf die Zuschauer ihr die Büste freimachte. Auch der Kaufmann Mancafede hatte sich in den Saal gerettet; er rang die dürren Hände.

„Der Bürgerkrieg ist etwas Häßliches; er schadet den Geschäften, und wenn Gott will, bekommt man sogar Schläge."

„Glauben Sie?" stammelte im dunkelsten Winkel der Cavaliere Giordano, der alte Tenor.

Der Herr Giocondi behauptete, auf Italias Nacken eine Quetschung gefunden zu haben, und rief nach Essig. Der Gevatter Achille brachte ihn und sagte:

„Wenn man bedenkt, daß ein einziger Priester so viel Unheil stiftet."



„Es gibt gute Priester", — und der Cavaliere Giordano streckte beschwörend die Hand aus. „Es gibt gute Priester, und es gibt schlechte Priester."

Italia schluchzte.

„Don Taddeo ist kein schlechter Priester. Er mag nicht, daß man sündigt: darin hat er recht. Ach, über mich!"

„Nicht weinen", murmelte der Apotheker. Er stand, die Hände am Leib, neben ihr und weinte selbst.

„Als ich ihm das erstemal beichtete," sagte Italia feucht, „war er sehr streng; er wollte alles wissen, alles, alles."

„Versteht sich", bemerkte der Gevatter Achille. „Das ist ihre Unterhaltung."

„Und er stellte so schreckliche Fragen, daß es fast schien, er wisse schon alles. Ist er denn ein Heiliger?"

„Nein, aber er wird unter dem Bett gesteckt haben", schrie der Baron Torroni und lachte dröhnend.

„Und dann befahl er mir, zur Madonna von Loreto zu gehen. Ich werde gehen, sonst bringt es mir Unglück ... Aber als ich heute wiederkam —"

„Armes Mädchen, auch sie ist in den Händen der Priester!" seufzte der Apotheker.

„— da wollte er mich nicht anhören."

Der Herr Giocondi vermutete:

„Er fürchtet, daß Sie ihn zum besten halten."

„Er betete in der Sakristei, und seine Augen waren rot wie Kohlen."

„Der Schlaukopf!" rief der Wirt Malandrini. „Uns schickt er den Mittelstand auf den Hals, er aber stellt sich, als habe er es nur mit den Heiligen des Paradieses zu tun."

„Man würde ihn umsonst auf dem Platz suchen, den Heuchler!" sagte der Advokat, der herzukam.

„Was will denn euer Don Taddeo?" rief der Wirt Malandrini. „Als er heute früh meinen Jungen durchprügelte, hat er selbst die ‚Arme Tonietta' gepfiffen."

„Schweig!" brüllte der Tapezierer Allebardi. „Und möge dein Bauch verfaulen wie deine Beefsteaks!"

Der Schlosser Santapie faßte den Schlosser Scarpetta ins Auge und schrie durch die Hände:

„Gemeiner Sykophant!"

„Schlüsselfresser!" — und Scarpetta spie weithin. „Er hat den Schlüssel des Eimers gefressen und betet nun zum heiligen Agapitus, damit er keine Leibschmerzen bekommt."

Der Herr Giocondi hörte:

„Schwindler! Bankerotteur!"

Und er sprang auf:

„Ah! die Volksausbeuter, die Diebe. Da bin ich, Chiaralunzi, du hast mir von meinem Stoff zum Mantel die Hälfte gestohlen!"

„Huhuhu!"

„Hohoho!"

Ganz hinten, im breitesten Gedränge der Verteidiger des Cafés „zum Fortschritt", schwang der Kaufmann Mancafede sein Metermaß. Seine grauen Falten hatten sich gerötet.

„Wer es wagen will!" heulte er. „Wer es wagen will!"

In den schmaleren Reihen sah der Kapellmeister Dorlenghi zerstreut umher; da rief es drüben:

„Die ‚Arme Tonietta' ist keine Musik! Der Maestro weiß nicht, was Musik ist!"

„War das der Blandini?" fragte der Kapellmeister und stürzte vor an die Spitze, wo der Apotheker zwischen Gaddi und Torroni den Feinden seinen Stößel zeigte.

„Sakristeiflöhe," donnerte Acquistapace, „die ihr das Werk Garibaldis nicht respektiert!"

„Garibaldi war ein häßlicher Typus! Er hat den Heiligen Vater umgebracht“, keifte vom Dom her Frau Nonoggi, aber die Mägde Fania und Nana verboten es ihr mit geschwungenen Fäusten.

„Fest, Cimabue!“ heulte die Pipistrelli, obwohl sie ihr die Kehle zuhielten. Denn der Schlächter drehte sich mit dem Lehrer Zampieri im Gemenge. „Drauf los, Allebardi! Drauf los, unsere Männer!“

Coletto wälzte sich unter dem ältesten Chiaralunzi, den der junge Gaddi von hinten zwickte. Ein kleiner Nonoggi rief: „Es lebe Don Taddeo!“ und rannte davon. Sogleich brach ein ganzer Haufe Buben über ihm zusammen, und die dicke Wirtin „zu den Verlobten“ ward mit hineingerissen.

Der schöne Alfo schwenkte den blauen Klemmer des Galileo Belotti und der Schuster Malagodi das Monokel des jungen Salvatori, das er seiner Frau abgenommen hatte. Der Lehrer Zampieri rief noch:

„Wer an die großen Ideen rührt, ist tot!“

Da mußte er unter der Umarmung des Schlächters Cimabue das Pflaster küssen. Die beiden Kneipbrüder Zechini und Corvi holten mit mächtigen Fäusten gegeneinander aus, im Augenblick aber, als sie sich berührten, ward ein kleiner freundschaftlicher Schlag auf den Bauch daraus.

„Laß es dir gut gehen“, sagten sie.

Die Bauern schlugen, weil sie niemand kannten, auf alle ein. Hin- und hergestoßen von den Ringenden, polterte Galileo Belotti unaufhörlich:

„Wo ist der Advokat? Wo ist der Buffone?“

Der Advokat eilte mit anfeuernden Armstößen vor dem Rathaus auf und nieder.

„He, Dotti! He, Cigogna! Es ist Zeit, die gute Sache braucht

Arbeitern hinter ihm. „Sie rühren sich nicht. Und sie glauben sie werden heute abend in den Logen sitzen? Ihr werdet darin sitzen, ihr. „Dem Volk die Logen!“ rief er und warf im Zusammenprall den Schuster Malagodi um. Die zehn Arbeiter fanden vor ihrem Wege, wie eiserne Schranken, die nackten Arme des Schlächters Cimabue. Der Gevatter Achille wälzte seinen Bauch über den Freund Giovaccone; er brüllte:

„Seit zwanzig Jahren erwarte ich diesen Tag. Ich will sehen, ob du auch in den Adern Weihwasser hast!“

Der Fuhrmann war daran, über Galileo Belotti herzufallen, aber Galileo machte und schnappte dabei mit den Zähnen so furchtbar „Pappappapp“ und „Buffone“, daß der Fuhrmann bestürzt zurückschwankte.

Der Advokat sah sich dem Savezzo gegenüber . . . Inmitten des Kampfgewühles verschränkten beide die Arme.

„Jetzt würden Sie vielleicht wünschen,“ sagte Savezzo, „meine Fähigkeiten früher erkannt zu haben. Dies ist mein Werk.“

Der Advokat musterte ihn langsam. Savezzo fragte:

„Bin ich noch ein Winkeladvokat?“

„Mehr als je“, sagte der Advokat und wandte sich ab. Savezzo erhob von hinten die Faust; Nello Gennari fiel ihm in den Arm.

„Ah, Sie!“ keuchte Savezzo. „Wagen Sie sich noch einmal zu Alba, und ich werde Sorge tragen, daß Sie nie mehr dorther zurückkehren!“

„Ich warte nicht so lange!“ rief Nello und packte rascher zu als der andere.

„Fest, Cimabue, du, der du ein Löwe bist!“ kreischten die Nonoggi und Frau Malagodi. Der Schlächter schüttelte von seinen zehn Angreifern einen nach dem andern ab, nur die beiden jungen Leute in großen Hüten und bunten Halstüchern hielten,

so sehr er sie umherschwenkte, mit Armen und Beinen seine Gliedmassen umklammert. Die Pipistrelli schwang ihren Krückstock über den Kapellmeister, der am Boden lag, aber die kleine Rina entriß ihr, bleich vor Zorn und Liebe, die Waffe und verscheuchte die Alte. Durch riesige Übermacht überwältigte der Mittelstand den Verräter Scarpetta. Drunten, in dem Gewirr von Beinen, kroch Coletto mit den Buben und entzog Freunden und Feinden der Freiheit den Fuß, auf den sie sich stützten.

Der Schlächter hatte sich losgerissen. Er hatte blutunterlaufene Augen und Schaum vor dem Munde. Alles, was sich schreiend umherdrehte, wich auseinander, der Schlächter überrannte Nello Gennari und den Savezzo, die weiterrangen, und er stürzte, dumpf brüllend, mit ungeheuren blutigen Fäusten auf den Advokaten Belotti los. Der Schneider Chiaralunzi war es, der sich dazwischen warf. Gleich darauf hatten die beiden jungen Leute den Schlächter eingeholt und rissen ihn im Ansturm nieder.

„Wer befreit mich von diesem Schwein?" — und der Gevatter Achille hieb mit seinem Bauch von neuem auf seinen Konkurrenten los. Alles drehte sich wieder: da heulte der Kaufmann Mancafede auf, und nie hatte man von ihm solche Stimme gehört:

„Ich bin ermordet!"

Er hatte im Nacken ein Huhn! Die Barbiere Macola und Druso schlugen mit ihren Streichriemen blind um sich, aber die Hühner flatterten nur noch wilder im Gedränge. Coletto und die Buben scheuchten sie immer wieder hinein. Man schrie, bedeckte sich die Gesichter, stob auseinander. Galileo Belotti drehte einem Hahn den Hals um; aber da fiel mit ihrem Gegacker, lauter als das der Hennen, mit ihrem Schnabel und ihren langen Armen, die Flügel schlugen, die Hühnerlucia über ihn her. Er rettete sich mit den andern ins Café „zum heiligen Agapitus".

der Fistel, und seine aufgereckten Arme bebten. „Ich bin der Freund des Volkes, der Advokat Belotti, der die Anlage des Elektrizitätswerkes bewirkt hat und die Aufführung der ‚Armen Tonietta', die euch so sehr gefallen hat; denn ich kenne euch, wie ihr mich, wir sind Freunde."

Er streckte seine Hände hin.

„Ah! Freunde, wir verstehen uns im Namen der Menschlichkeit."

Der Advokat hatte die Augen voll Tränen. Die jungen Leute mit großen Hüten und bunten Halstüchern schlugen in seine Hände. Er schüttelte die ihren.

„Sagt euren Genossen, daß ich sie überall verteidigen werde und daß eure Feinde die meinen sind. Seht jene dort: sie wollen das Theater schließen, wo ihr eure edelsten Genüsse sucht. Seht jene dort: sie werden euch, sobald sie zur Macht kommen, die Arbeit nehmen und die Stadt an die Priester ausliefern. Hat darum das Volk für die Freiheit geblutet?"

„Nieder die Priester!"

Die Arbeiter zuckten auf, sie sahen sich an.

„Es lebe die Freiheit!" riefen mehrere auf einmal.

Durch das Café „zum heiligen Agapitus" ging ein langes Gemurmel. Die Weiber drehten, nach vorn geworfen und durcheinander schreiend, die Arme in die Luft. Das Volk und die Herren klatschten stürmisch. Zwei kleine Choristinnen wagten sich vor, in roten Blusen, zerzaust und zappelnd; sie riefen hell:

„Seht uns an, Jungen! Mut! Geht mit dem Advokaten!"

Frau Nonoggi und die Pipistrelli fielen über sie her und zerrten sie zurück. Der Advokat glänzte breit; er hatte weite, siegreiche Gesten um alle zehn Arbeiter her. Sie zauderten noch.

„Legt eure Instrumente nieder! Formiert euch! Ich [illegible] eurer Spitze. Was wir heute tun, tun wir für die

„Legen Sie uns nicht hinein?“ fragte einer. „Bei den Wahlen nachher haben die Dinge sich wieder geändert.“

Der Advokat drückte die verschränkten Hände gegen die Brust, er hob sich auf die Fußspitzen.

„Sehe ich aus wie ein Bürger? Bin ich ein Mensch, der die Soldi aufeinanderhäuft? Ich kenne Höheres als den höchsten Geldhaufen: das ist das Glück des Volkes; und auch ich will stürzen, was ihm entgegensteht!“

Er schüttelte Hände. Die Arbeiter lehnten ihre Mandolinen an die Mauer des Cafés „zum Fortschritt“. Zu den Herren, die Meinungen austauschten, sagte der Gemeindesekretär:

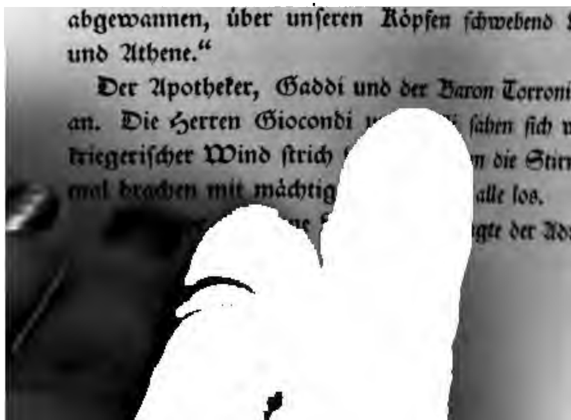
„Also ein Feind der Bemittelten ist der Advokat. Er verbündet sich zur Befriedigung des Ehrgeizes mit dem Umsturz. Aus dem Herrschsüchtigen bricht der Anarchist.“

Der Advokat fuhr herum:

„Und Sie, Herr Camuzzi, haben sich zur Genüge verraten. Ihre Zweifelsucht, Ihre Kritik an der Tätigkeit des Menschen, Ihr Quietismus: alle diese schönen Dinge führen schließlich in den Schoß der Kirche. Begeben Sie sich doch dort hinüber! Tragen Sie doch gemeinsam mit Savezzo, dem Neidischen, das Banner des heiligen Agapitus! Bei uns aber —“

Mit der Rechten gen Himmel langend, setzte er sich an der Spitze der Arbeiterkolonne in Bewegung.

„— kämpfen wie einst, als wir denen von Adorna den Eimer abgewannen, über unseren Köpfen schwebend Mars, Venus und Athene.“



Der Apotheker, Gaddi und der Baron Torroni schlossen sich an. Die Herren Giocondi u[illegible] sahen sich wild um; ein kriegerischer Wind strich [illegible] die Stirnen; auf einmal brachen mit mächtig[illegible] alle los.

[illegible] sagte der Advokat zu den

Arbeitern hinter ihm. „Sie rühren sich nicht. Und sie glauben sie werden heute abend in den Logen sitzen? Ihr werdet darin sitzen, ihr. „Dem Volk die Logen!“ rief er und warf im Zusammenprall den Schuster Malagodi um. Die zehn Arbeiter fanden vor ihrem Wege, wie eiserne Schranken, die nackten Arme des Schlächters Cimabue. Der Gevatter Achille wälzte seinen Bauch über den Freund Giovaccone; er brüllte:

„Seit zwanzig Jahren erwarte ich diesen Tag. Ich will sehen, ob du auch in den Adern Weihwasser hast!“

Der Fuhrmann war daran, über Galileo Belotti herzufallen, aber Galileo machte und schnappte dabei mit den Zähnen so furchtbar „Pappappapp“ und „Buffone“, daß der Fuhrmann bestürzt zurückschwankte.

Der Advokat sah sich dem Savezzo gegenüber ... Inmitten des Kampfgewühles verschränkten beide die Arme.

„Jetzt würden Sie vielleicht wünschen,“ sagte Savezzo, „meine Fähigkeiten früher erkannt zu haben. Dies ist mein Werk.“

Der Advokat musterte ihn langsam. Savezzo fragte:

„Bin ich noch ein Winkeladvokat?“

„Mehr als je“, sagte der Advokat und wandte sich ab. Savezzo erhob von hinten die Faust; Nello Gennari fiel ihm in den Arm.

„Ah, Sie!“ keuchte Savezzo. „Wagen Sie sich noch einmal zu Alba, und ich werde Sorge tragen, daß Sie nie mehr dorther zurückkehren!“

„Ich warte nicht so lange!“ rief Nello und packte rascher zu als der andere.

„Fest, Cimabue, du, der du ein Löwe bist!“ kreischten die Nonoggi und Frau Malagodi. Der Schlächter schüttelte von seinen zehn Angreifern einen nach dem andern ab, nur die beiden jungen Leute in großen Hüten und bunten Halstüchern hielten,

so sehr er sie umherschwenkte, mit Armen und Beinen seine Gliedmassen umklammert. Die Pipistrelli schwang ihren Krückstock über den Kapellmeister, der am Boden lag, aber die kleine Nina entriß ihr, bleich vor Zorn und Liebe, die Waffe und verscheuchte die Alte. Durch riesige Übermacht überwältigte der Mittelstand den Verräter Scarpetta. Drunten, in dem Gewirr von Beinen, kroch Coletto mit den Buben und entzog Freunden und Feinden der Freiheit den Fuß, auf den sie sich stützten.

Der Schlächter hatte sich losgerissen. Er hatte blutunterlaufene Augen und Schaum vor dem Munde. Alles, was sich schreiend umherdrehte, wich auseinander, der Schlächter überrannte Nello Gennari und den Savezzo, die weiterrangen, und er stürzte, dumpf brüllend, mit ungeheuren blutigen Fäusten auf den Advokaten Belotti los. Der Schneider Chiaralunzi war es, der sich dazwischen warf. Gleich darauf hatten die beiden jungen Leute den Schlächter eingeholt und rissen ihn im Ansturm nieder.

„Wer befreit mich von diesem Schwein?" — und der Gevatter Achille hieb mit seinem Bauch von neuem auf seinen Konkurrenten los. Alles drehte sich wieder: da heulte der Kaufmann Mancafede auf, und nie hatte man von ihm solche Stimme gehört:

„Ich bin ermordet!"

Er hatte im Nacken ein Huhn! Die Barbiere Macola und Druso schlugen mit ihren Streichriemen blind um sich, aber die Hühner flatterten nur noch wilder im Gedränge. Coletto und die Buben scheuchten sie immer wieder hinein. Man schrie, bedeckte sich die Gesichter, stob auseinander. Galileo Belotti drehte einem Hahn den Hals um; aber da fiel mit ihrem Gegacker, lauter als das der Hennen, mit ihrem Schnabel und ihren langen Armen, die Flügel schlugen, die Hühnerlucia über ihn her. Er rettete sich mit den andern ins Café „zum heiligen Agapitus".

Statt seiner erwischte sie den Advokaten und fuhr ihm mit den Krallen ins Gesicht. Er rief, die Augen geschlossen:

„Zu mir! Zu mir!"

Niemand kam; nach allen Seiten floh man; und von Panik ergriffen, warf der Advokat sich zu Boden.

Die Hühnerlucia ließ endlich ab von ihm; er hörte sie das Federvieh in ihre Gasse zurückscheuchen: — da berührte ein feuchtes Tuch, wie eine Liebkosung, sein Ohr, das blutete, und er fand das zärtlich gepolsterte Gesicht der Frau Jole Capitani über sich geneigt.

„Sie sind doch nicht schwer verwundet, Advokat?" sagte sie.

„Ihr Anblick, schöne Dame, heilt alles", erwiderte er und stand auf.

Rasch überzeugte er sich, daß der Platz in der Mitte leer und an den Rändern voll Verwirrung war. Sie waren unbeobachtet. Er streifte an ihren Arm und sagte:

„Haben Sie mir in diesem schlimmen Augenblick das Zeichen geben wollen, um das ich Sie so sehnsüchtig bitte?"

Sie schlug nur die Augen nieder.

„Man wird uns sehen", äußerte sie dann und zog sich zurück. Der Advokat sah ihr nach, er vergaß sich abzustauben.

„Ah! die Frauen. Würde man große Dinge tun wollen, wenn nicht sie wären?"

Und er wandte sich nach dem Café „zum Fortschritt". Dort umarmte alles einander und rief nach Getränken. Der Gevatter Achille war überall zugleich mit seinen gelben, roten und grünen Gläsern.

„Wir haben sie in die Flucht geschlagen!" verkündete er. „Der ‚heilige Agapitus' wird künftig wieder leerstehen, und der Freund Giovaccone wird sein Weihwasser nicht sobald mehr los."

Aus dem Garten des Palazzo Torroni wurden Blumen ge=

bracht; der Apotheker raffte mit zitternden Händen einen Strauß zusammen und übergab ihn Italia, die sich auf der Schwelle zeigte.

„Ihnen zu Ehren, Fräulein," stammelte er, „haben wir den Priester besiegt."

Dann warf er sich, mit überfließenden Augen, dem Advokaten an die Brust.

„O Freund! Welch ein Tag!"

„Wäre nicht Mancafede gewesen," — und der Herr Giocondi klopfte dem Kaufmann den Bauch, „wer weiß, wie es gekommen wäre. Er aber war der erste, der sie mit seinem Huhn in Schrecken setzte."

„Alle haben ihre Pflicht getan", hieß es. „Wo aber hat der Cavaliere gesteckt?"

Der Cavaliere Giordano kam entrüstet aus dem Café hervor. Er zeigte Schultern und Ärmel seines weißen Anzuges umher:

„Die Hühner .. Ich werde ihn waschen lassen müssen."

„Auch der Cavaliere ist ein Held", entschied Polli, und Italia drückte ihm und dem Advokaten einen Kranz auf.

Der Barbier Nonoggi stellte sich ein:

„Wir sind also siegreich! ... Wie? Die Herren haben mich nicht gesehen? Aber ich war es doch, der den Schlächter abgehalten hat, den Advokaten zu ermorden."

Mehrere erinnerten sich daran. Der Advokat selbst konnte nicht sagen, was in jener Minute geschehen war. Nonoggi ward bewirtet.

Der Gemeindesekretär rückte den Klemmer zurecht.

„Aber woraus schließen die Herren, daß wir die Sieger sind? Mir scheint, daß ich Sie am Boden gesehen habe, Herr Advokat?"

Da der Advokat ihn keiner Antwort würdigte:

„In jedem Fall halten unsere Gegner sich nicht für geschlagen.

Daß sie sich ins Innere des Cafés „zum heiligen Agapitus' zurückgezogen haben, sollte uns nicht zuversichtlich stimmen. Vielleicht schon im nächsten Augenblick verlassen sie es, um, durch die Feier vermeintlicher Siege weniger erschlafft als wir, das Café „zum Fortschritt' im Sturm zu nehmen."

Der Kaufmann Mancafede, Polli, der Cavaliere Giordano setzten, verstummt, ihre Gläser hin. Da bog aus dem Korso ein Zug auf den Platz. Der Konditorjunge Coletto war der erste; er blies quäkend durch die Hände. Die Jungen hinter ihm pfiffen den Marsch der Mandolinen und Gitarren mit; und in der Mitte der Arbeiter, geführt von den beiden jungen Leuten mit großen Hüten und bunten Halstüchern, stampfte der Schlächter Cimabue.

„Man sollte es nicht für möglich halten", bemerkte der Stadtzolleinnehmer. „Warum schlägt er sie nicht nieder?"

Sie kamen vorüber, in ihrem unternehmenden Schritt, mit ihrer flinken Musik. Die beiden jungen Leute hatten die Hände fest im Gürtel des Schlächters.

„Und der Gürtel ist offen! Sobald er sich rührt, reißen sie ihm die Hose herunter!"

Der Advokat erhob sich und entblößte den Kopf. Die Herren klatschten.

Ein kleiner Haufe, der hinter dem Brunnen noch immer sich hin und her schob und Zurufe ausstieß, ging plötzlich auseinander; man sah in seinem Innern den Savezzo am Boden liegen; und das Haar zurückstreichend, richtete Nello Gennari sich auf. Wie er, die Schultern ein wenig emporgezogen, zögernd über den Platz ging, riefen mehrere Frauen, die zurückgekehrt waren:

„Es lebe der schöne Komödiant! Auch tapfer ist er!"

Die Herren beim Café kamen ihm schon mit Gläsern entgegen.

Der Advokat sah sich über die Schulter nach dem Gemeindesekretär um; aber er war hinter den andern verschwunden. Der Kaufmann Mancafede beantragte:

„Dieser Savezzo muß aus dem Klub ausgestoßen werden. Wir sind es der Sache der Freiheit schuldig, unseren Sieg rücksichtslos auszunützen."

Auch der Baron Torroni war der Meinung. Der Advokat widersprach.

„Wir müssen unsere Gegner durch Milde in Erstaunen setzen und versöhnen. Das verlangt die Klugheit des wahren Staatsmannes, der über den Parteien steht."

Der Gevatter Achille unterstützte ihn.

„Wer wird von dem Streit der Bürger den Vorteil haben? Niemand als dieses Schwein von Freund Giovaccone. Der Schlächter Cimabue hat immer zu meinen besten Kunden gehört; diese Arbeiter, die niemals etwas verzehren, hatten nicht das Recht, ihn so zu behandeln."

„Was denken die Herren darüber", sagte der Lehrer Zampieri; er rückte blaß auf seinem Sitz umher, „— wenn man eine Abordnung zu Don Taddeo schickte?"

Der Tabakhändler klopfte ihn auf die Schulter.

„Keine Furcht, mein Lieber. Solange wir an der Macht sind, wird der Priester uns nicht hindern, Sie fest anzustellen."

„Gleichviel", sagte der Advokat. „Es wäre ein Akt hoher Diplomatie. Wir würden den Priester beschämen und entwaffnen, denn wir würden ihm beweisen, daß wir, die wir Gott in der Natur anbeten, bessere Christen sind als er."

Die Meinungen teilten sich. Italia bat für Don Taddeo.

„Er ist kein schlechter Priester. Ihr solltet ihn nicht zu sehr kränken."

Der Herr Giocondi kniff ein Auge zu und raunte Italia ins Ohr:

„Du selbst wirst ihn gewiß noch heute mit dem Apotheker kränken.“

„Ah!“ rief Polli. „Wenigstens wissen wir jetzt, wen er mit der großen Babel gemeint hat. Es ist die Hühnerlucia, — denn sie hat die Frommen in die Flucht geschlagen.“

Die Sängerin Flora Garlinda traf ein.

„Ich hoffte, ein Schlachtfeld voll Leichen zu finden“, sagte sie. „In der ‚Bionda‘, die ich studiere, werden soviele erschlagen, man müßte das einmal sehen. Statt dessen sind alle unversehrt“, — und sie lächelte verächtlich. „Der Priester riet, sie nicht zu schonen.“

„Er gefällt mir. Er ist ein böser Fanatiker und stärker als ihr alle. Wir beide könnten uns verständigen, — wenn er wollte. Die Prüfungen werden ihm guttun. Ah! seht doch, wie er sich quält.“

Man erkannte ihn erst jetzt: in dem dunkelsten Winkel, zwischen dem Turm und dem Hause Mancafede, krümmte er sich mit dem Rücken schwarz über die Mauer hin, schnellte auf, um zwei flatternde Schritte zu tun, und fiel zurück. Der Advokat nickte über die Köpfe der anderen nach ihm hin; er murmelte starr:

„Da sieht man, was es heißt, geschlagen zu sein.“

Acquistapace und der Gevatter Achille erboten sich, hinzugehen.

„Wir werden ihm vorstellen, daß der Bürgerkrieg nur dem Freund Giovaccone nützt“, sagte der Wirt.

„Und daß wir, alles in allem, keine Feinde der Religion sind“, sagte der Apotheker. Der Advokat drückte ihnen die Hände.

„Ohne den Halt der Kirche wird der Mittelstand nur noch ein Haufe auseinanderstrebender Interessen sein. Geht, meine Freunde, geht!“

Sie machten sich auf.

Der Kapellmeister war schmerzlich in sich versunken. Plötzlich wandte er sich mit bebender Lippe an Flora Garlinda.

„Er gefällt Ihnen sehr?“ fragte er.

„Wer?“

„Don Taddeo.“

Sie hob die Schultern.

„Ich bin ein Narr“, sagte er fast laut.

Die Stimme des Priesters brach unvermutet los: hoch, gewaltsam und angegriffen, als habe er schon stundenlang geschrien:

„Ihr haltet euch für Sieger? Wißt ihr nicht, daß Gott manchmal die siegen läßt, die er verderben will? Um so sicherer verharren sie bei ihrem Abfall. Ah! ihr Sieger. Du, der du deiner heiligen Gattin durch deine Verfolgungen ins Paradies hilfst, um selbst zur Hölle zu fahren! Du, der du jeden Tag durch deinen Bauch, der dein Gott ist, dahingerafft werden kannst! ...“

„Wie er sich abarbeitet!“ raunte man einander beim Café zu. „Er gleicht einem Dämon. Man kann sagen, daß Achille und Romolo sich opfern für das öffentliche Wohl.“

„Friede?“ — und die Stimme des Priesters überschlug sich. „Ich kenne keinen Frieden mit den Feinden Gottes und seiner heiligen Kirche. Wie? Ich soll den Eimer an einen Amerikaner verkauft haben? Mit den Nonnen habe ich Unzucht getrieben und den Bauern Blendwerk vorgemacht mit einer Madonna, die die Augen bewege! Das schreibt ihr, redet es umher, meldet es Monsignore, um mich in seinem Geist zu vernichten, — und ihr kommt und sprecht von Frieden? Nähme ich ihn an, Gott schlüge mich selbst. Nun aber wird er euch schlagen, euch. Gott, wenn denn ein Wunder nötig ist —“

Don Taddeo stieß beide Arme weit von sich und breitete die Brust hin. Die Abgesandten wichen zurück.

„Tue es!“ schrillte der Priester gen Himmel.

Da entstand in der Rathausgasse Stampfen und Geschrei. Der Schlächter Cimabue raste und raffte dabei seine Hose zu-

„Auch diese Leiche sollte ich nicht sehen.“

„Es wird Zeit, daß ich dich nach Haus bringe“, bemerkte Gaddi und nahm sie beim Arm. Der Kapellmeister wartete nicht, bis der Gevatter Achille ihm herausgegeben hatte; er stürzte ihnen nach in die Gasse der Hühnerlucia.

„Wann kann ich Sie sprechen, Flora? Ich habe Ihnen etwas so Wichtiges zu sagen.“

„Brave junge Leute“, bemerkte der Advokat. „Sie werden glücklich werden. Gehen auch wir, Giocondi!“ — und er vertauschte seinen Siegerkranz mit dem Strohhut.

Kohlenstreik in Pennsylvanien

Eine Reportergeschichte / Von Erwin Rosen

Hinaus! Erleben — die Sehnsucht!

Es war doch einfach nicht zu ertragen, hier in Neuyork zu sitzen, sein glänzendes Auskommen zu haben, nicht von Sorgen belastet zu sein, in bravem Einerlei zu arbeiten — und zu wissen dabei, daß es irgendwo draußen noch eine Welt gab, in der etwas los war. Mit Macht trieb es mich hinaus. So! Nun stand mein Entschluß fest. Fort! Als aber die Unvernunft glücklich gesiegt hatte, erwog ich ganz vernünftig Mittel und Wege zur Ausführung. Fünf Minuten lang etwa. Hatte nicht Frank Holloway beim Abschied gesagt:

„Stick to the human interest side of it, kid!"

„Halt dich ans Menschliche, Kleiner!"

Das war nun Zeitungsslang gewesen, aber für den Eingeweihten klar wie Quellwasser. Die amerikanische Zeitung verlangt nackte Tatsachen und genaue Einzelheiten, wünscht aber als Garnierung das „menschliche Interesse", das auf Herzen und Vorstellungskraft wirkt. Das ist eine Art Allgemeinrezept und als solches ein miserabler Mischmasch; wird aber ehrfürchtig befolgt. Weil ich nun — so sagte mir Holloway — in rein naivem Auffassen nur Menschliches, mir ganz Persönliches schilderte, was der routinierte Zeitungsmann überhaupt gar nicht mehr fertig brachte, so wurden meine Sachen eigenartig befunden und genommen.

Denn Zeitungsmann blieb ich natürlich. Nichts anderes war möglich — Selbstverständlichkeit!

„Halten wir uns also ans Menschliche!" murmelte ich vergnügt vor mich hin. Und kam mir so begeistert vor und so

tatkräftig und so willensstark, und nicht einmal als Ahnung dämmerte es in mir auf, daß wieder einmal Wandertrieb und Veränderungssucht mich gepackt hatten. Der Zufall wollte es, daß schon der erste Blick in die Zeitungen mir eine Aufgabe zeigte, die mir gefiel. In einem Teil der pennsylvanischen Kohlenregion in der Nähe Pittsburgs war ein Streik ausgebrochen, der zu schweren Ausschreitungen geführt hatte. Eine Kompagnie der pennsylvanischen Staatsmiliz war mobilisiert worden. Die Neuyorker Blätter brachten lange Berichte über die Ursachen des Streiks, die Aussichten auf Beilegung, die beiderseitigen Interessen, aber Schilderndes war nicht so recht da.

Hier wollte ich den menschlichen Hebel ansetzen!

Ich!

Es war eine gigantische Unverschämtheit!

Kofferpacken — kurzes Erklären im Hotel, ich verreise auf einige Tage — Feststellen der Zugfahrtszeiten — Car und Ferry zum Pennsylvaniabahnhof — seliges Träumen im Rauchwagen.

Jawohl, da hatte ich endlich das Richtige gefunden.

Neuyork mußte mein Hauptquartier und meine Operationsbasis sein, und wo etwas im Lande geschah, da mußte ich hin und sehen und schildern, von kleinen Aufgaben zu großen Unternehmungen wachsend.

Das klang großartig!

Jawohl! Und wenn ich mir heute das Reporterchen von damals vorstelle, so könnte ich mich totlachen!

— — — —

Oh, es war sehr schön.

Ich mußte in Philadelphia umsteigen und in Pittsburg umsteigen, und es war spät abends, als der langsame lokale Zug in den Bahnhof des kleinen Kohlennestes fuhr. Padsbury Mines hieß es oder so ähnlich. Und meine Seele jubelte laut. Denn bei dem

kleinen Holzhäuschen, das den Bahnhof vorstellte, leuchteten in grellem Fackelschein blaue Uniformem, glitzerten blanke Bajonette, blinkten schwarzschillernde Gewehrläufe, glühten in langen Reihen lodernde Lagerfeuer. Ein großer Lümmel von Milizsergeant durchstöberte meinen kleinen Koffer und durchfühlte mir die Taschen nach verbotenen Waffen, und ich pries die Götter, daß ich gutes, altes, reguläres Armee-Englisch noch so schön flüssig fluchen konnte. Der Sergeant machte ein dummes Gesicht und führte mich zur Hauptwache.

„Was wollen Sie hier?“ fragte der Leutnant.

„Zeitung. Neuyorker Zeitungssyndikat“, log ich dreist.

„Dann mache ich Sie darauf aufmerksam, daß Sie meine Postenlinie nicht überschreiten dürfen und im Falle der Zuwiderhandlung zu gewärtigen haben, daß die Posten feuern!“

„Thank you“, sagte ich höflich. „Darf ich fragen, wie die Sachen stehen?“

„Soviel ich weiß, unterhandeln die Führer der Streikenden augenblicklich mit dem Kohlensyndikat. Heute nachmittag hat ein kleiner Zusammenstoß stattgefunden. Es sind aber keine Verletzungen vorgekommen.“

„Thank you“, sagte ich.

Worauf ich mich neben den Milizsergeanten ans Lagerfeuer hockte. Nachdem ich ihm in leisem Flüsterton auseinandergesetzt hatte, was er nicht zu sein brauche, und was er sich ja nicht einbilden dürfe, und was in der Flasche in meinem Überzieher drin sei, war schönstes Einvernehmen hergestellt.

„Well,“ sagte er, „links da drüben, zweihundert Schritt weit weg, sind die Minen. Die haben wir. Rechts da drüben, in Linie mit dem Feuer dort, so vier-, fünfhundert Schritt weit weg, sind die Hütten der Bergleute. Die haben wir nicht. Was los ist, weiß ich nicht recht, aber die Bande scheint die Minen-

maschinen ein bißchen kaputtmachen und die Bureaus ein bißchen anzünden zu wollen. 's sind blutige Anarchisten natürlich, verdammte Deutsche un' Italiener und so'n Pack, aber ich nenn's eine gute Sache, daß wir es nicht mit richtiggehenden Amerikanern zu tun haben, die mit Revolvern umgehen können. Mit Kohlen haben sie uns geschmissen! Weiber und Kinder immer lustig mit! Korporal Smith hat ein Kohlenstück von ungefähr fünf Pfund mitten aufs Maul gekriegt. Sein natürlicher Phonograph sieht jetzt aus wie 'n Fußball, geradeso schön braunschwarz und fast ebenso groß. Es macht aber nichts; er redet sowieso zuviel. Ich? Verletzt? Well, nein; wozu wäre ich denn Baseballspieler zu Hause, wenn ich nicht Flugkurven abschätzen könnte! Na, und dann feuerten wir mit Platzpatronen. Die Dinger machten ein bißchen Lärm, so ungefähr, als wenn man mit der Zunge geschnalzt hätte, und rochen abscheulich nach rauchlosem Pulver, und natürlich lachten die Bergleute uns nur aus. Well, daraufhin gaben wir's ihnen im Ernst, über die Köpfe weg, und sie gingen in beschleunigtem Tempo nach Hause. Das war alles, glaube ich. Aber wie die Bande geschrien und spektakelt und geflucht hat! Jawohl, es wird wohl bald aus sein. Schade, wir beziehen für die Zeit des Einberufenseins sehr anständige Löhnung, und mein Chef zahlt mir den Gehalt weiter. Ich bin Schuhclerk — Pittsburg. Was sagten Sie, sei in der Flasche?"

— — Eine halbe Stunde später ging ich ein bißchen abseits, wie man eben einmal abseits geht, wenn man am offenen Feuer lagert und ging noch ein wenig mehr abseits und war im Dunkeln, und schlug einen gewaltigen Bogen nach rechts, um Bahnhof, Lagerfeuer und die Herren von der Miliz herum.

Die Lehre vom Werte der Umgebung ist ja eine der einfachsten militärischen Grundregeln. Langsam arbeitete ich mich in

völliger Dunkelheit auf unebenem Boden die Bahngeleise entlang, bis die Lagerfeuer kleiner und kleiner wurden und endlich wie glühende Punkte aussahen. Dann rasch hinüber über die Geleise. Links, in ziemlicher Entfernung, mußte nach Schilderung des Sergeanten die Postenkette sein. Gerade vor mir zeichnete sich eine schwarze Masse undeutlich gegen den Himmel ab, die Hütten der Bergleute wahrscheinlich.

Auf gut Glück tappte ich auf die schwarze Masse zu, alle Augenblicke stolpernd, denn der Grund hier war ein Schlackenfeld — aber heidenmäßig vergnügt.

Ach, das war endlich wieder einmal nettes natürliches Leben ohne Handschuhe und Bügelfalte!

Ich kam immer näher.

Aus der schwarzen Masse wurden einzelne dunkle Gruppen und Schatten. Einen Augenblick leuchtete zwischen den Schatten matter Lichtschein auf, und ich glaubte, die Umrisse eines größeren Gebäudes zu erkennen. Da stolperte ich über irgendetwas, fiel, schimpfte leise und wollte wieder aufstehen, als plötzlich harte Fäuste von rückwärts mir den Hals umkrampften. Instinktiv schlug ich mit aller Kraft mit beiden Armen nach hinten. —

„Tu' das noch einmal," sagte eine Stimme in hartem, schlechtem Englisch, „und ich dreh' dir den Hals 'rum! So! Jetzt gehst du vorwärts, langsam, und denkst daran, daß dicht hinter dir ein Mann mit einer Spitzhacke ist, der dir im Notfall gern den Schädel einschlägt!"

„Allright, allright", brummte ich. Etwas Gescheiteres fiel mir nicht ein. Und rieb mir den schmerzenden Hals.

Ich wurde vorwärts gelenkt, gepufft, gestoßen, immer unter denkbar verständlichsten Anspielungen auf die Spitzhacke und meinen Schädel, sah dunkle Hütten, eine Art Straße, ein größeres Haus, wurde hinüberbugsiert, zu einer Tür geschoben, mit einem

gewaltigen Puff hineinbefördert, sah Licht, viele Männer in einem großen Raum, und war im Nu umdrängt. Leidenschaftliche Stimmen brüllten auf mich ein. —

„Ruhe!“ schrie der Mann, der mich gefangen hatte, ein riesiger, bärtiger Geselle, der mich bequem hätte erdrücken können.

„Sie haben auf uns geschossen — 's ist einer vom Bureau — schlagt ihn tot!“

Wilde Gesichter drängten sich dicht vor meinen Augen, gellende Stimmen schrien, und ein harter Schlag traf meine Rippen. Da schlug ich zu, dem nächsten mitten ins Gesicht, und brüllte aus Leibeskräften: „Ich bin euer Freund — ich bin euer Freund!“

Es war ein blödsinniger Einfall, aber der Humor der Sachlage wirkte auf die Leute. Ein schallendes Gelächter brach los. Der Riese zerrte mich zum Tisch, über dem eine schmutzige Petroleumlampe baumelte, und starrte mir ins Gesicht.

„Ruhe!“ sagte er. „Kennen tu' ich dich nicht. Dachte, ich hätte Mulvaney erwischt, den Aufseher. Wer bist du?“

„Narr, verdammter“ — keuchte ich — „Zeitung, große Neuyorker Zeitung — will über euch schreiben — in der Zeitung — verstehst du nicht — Leute wollen wissen — wissen, was hier los ist —“. „Die Hölle ist los“, sagte der Riese. „Hm, vom Bureau ist er nicht — ruhig, Jungens. Weiter!“

„Bahnhof angekommen — alles abgesperrt — hinten rumgegangen.“

„Scheint mir zu stimmen, Jungens!“

Da wurde die Tür aufgerissen und zwei Männer stürmten herein, die mit einem Satz auf Stühle sprangen. Sie trugen einfache dunkle Anzüge und runde Hüte, die ihnen in dem Gedränge von verschmutzten blauen und braunen Arbeitskleidern etwas Feierliches gaben. Sofort wurde es totenstill. Und eine klingende metallische Stimme schallte durch den Raum:

„Alles vorbei, Jungens!“

„Im Namen der Union der Bergleute erkläre ich den Streik für beendet.“

„Die Blechmarken sind abgeschafft — Mulvaney ist entlassen — die Preise der Lebensmittel werden nach dem Standard von Pittsburg reguliert. Wir haben, was wir wollten, Jungens. Die Union hat zu euch gehalten; haltet ihr immerdar zur Union, und ihr werdet noch Diamanten tragen!“

Eine Hölle von Lärm brach los.

Weiber stürzten zu ihren Männern, lachend und weinend zugleich; alles schrie, lärmte, zeterte. Die wenigen Amerikaner unter den Bergleuten erklärten denjenigen fremden Miners, die halbwegs Englisch verstanden, wie der Sieg errungen worden sei, und diese wieder verdolmetschten es aufgeregt und gestikulierend ihren Landsleuten. Englische, italienische, deutsche, slawische Worte schwirrten wirr durcheinander. Es war ein neuer Turm zu Babel. Mir wurden immer wieder die Hände geschüttelt, und der Riese klopfte mich auf die Schulter, daß ich in die Knie knickte, und der wollte in gebrochenem Englisch erzählen, und jener schrie dazwischen, und es wurde tief getrunken und gellend gejubelt, und ich trank alles in mich ein.

Recht und abermals recht hatten sie, diese armen Teufel, so schien es mir. Eine winzige Ursache hatte den Streik herbeigeführt. Da war ein Aufseher gewesen, ein Irländer namens Mulvaney, der das berüchtigte Hetzpeitschensystem des amerikanischen Unternehmers ein wenig zu straff durchgeführt hatte. Um Höchstleistungen der Arbeitskraft zu erzielen, wurde der einzelne Arbeiter bei jeder Versäumnis mit kleinen Geldstrafen, Zeitverkürzungen, Gewichtsabzügen so gründlich schikaniert, daß endlich den Bergleuten die Geduld riß. Sie rebellierten gegen die tägliche Peitsche. Das war ihnen die Hauptsache.

Nebenbei fiel ihnen ein, daß sie auch sonst noch Sorgen hatten. Die lieben Leute in Pittsburg, denen die Mine gehörte, operierten nach uraltem amerikanischen Brauch höchst skrupellos mit der endlosen Kette, die das Geldgetriebe vom Arbeitslohn zum Lebensbedarf in Bewegung setzt. Sie hatten jede Ansiedlung von Kaufleuten zu verhindern gewußt, und das Bergwerk selbst lieferte alle Lebensmittel, alle Kleider, alle kleinen Notwendigkeiten und Genüsse bis hinunter zum Bier. In schlechter Qualität natürlich und zu hohen Preisen.

Man macht das überall so im Land der sogenannten Freiheit, das den Ruhm für sich in Anspruch nehmen darf, dieses kluge System ersonnen zu haben. Sein Witz ist, daß der Unternehmer nicht nur den gewaltigen Unterschied zwischen Eigenkosten und Verkaufspreis einsteckt und ein glänzend rentables Geschäft im Geschäft eröffnet, eine Art Warenhaus, dessen Kunden Zwangskunden sind, weil sie von ihm abhängen, — sondern er erspart sich die Hauptsorge des Kapitals, die Lohnzahlung! Er schafft sich eine eigene Währung! Blechmarken bekamen diese fremden Arbeitstiere — der geborene oder auch nur akklimatisierte Amerikaner ist für diese Sorte Arbeit nicht zu haben — hübsche blecherne Blechmarken, auch auf Vorschuß, so viel sie nur haben wollten. In allen Werten vom Dollar bis zu fünf Cents. Dafür konnten sie in den Läden der Gesellschaft einkaufen. Wenn der Zahltag kam, so bestand die Bezahlung aus einer Quittung über einen so und so hohen Betrag in Blechmarken und der Mitteilung, daß der Arbeiter Soundso noch soundsoviel schuldig sei. Ein recht Sparsamer mochte auch einmal einen Dollar oder zwei in bar erhalten. Aber das kam selten vor. So rollte die Kette endlos. Ersparte sich jedoch wirklich einmal ein Arbeiter Blechgeld, so konnte er den fingierten Wert nicht etwa in wirkliches Geld umtauschen, denn das verbot ja das Münzgesetz der Ver-

einigten Staaten! Nein, er mußte sein Geld im buchstäblichen Sinne des Wortes aufessen. Oh, der amerikanische Kapitalist ist ein lieber Mensch! Man bedarf wirklich keiner besonderen nationalökonomischen Talente, um sich auszurechnen, ein wie ungeheurer Prozentsatz des gezahlten Arbeitslohnes auf diese Weise wieder in die Taschen des Arbeitgebers zurückfließt.

Jetzt waren sie abgeschafft, der Aufseher und die Geldmarken. Dem Aufseher folgte wohl ein anderer, der klüger war, und statt der Blechmarken bekam jeder Arbeiter sein Einkaufsbuch. Die Form hatte sich geändert. Die Sache blieb.

Und ich schüttelte den Kopf und starrte in die leidenschaftlichen Gesichter und versuchte, mir Wort, Mienen, Art einzuprägen. Soldaten von der Miliz kamen; es wurde gelacht, geschrien, gesungen. Spät nachts schrieb ich mitten im Lärm ein langes Telegramm, das die Western Union-Agentur auf dem Bahnhof beförderte. Im Morgengrauen fuhr ich mit einem Frachtzug nach Pittsburg zurück und im sausenden Pullmanwagen entstand dann auf der Fahrt nach Newyork die menschliche Geschichte eines kleinen Kohlenstreiks.

O ja, sie wurde sofort genommen. Aber meine schönen sozialen Erwägungen strichen sie mir weg.

„Das verstehst du nicht, Söhnchen“, meinte der maßgebende Mann vom Journal. „Bleib nur hübsch bei den Bilderchen. Bleib bei deinem menschlichen Interesse!“

Pariser Mai-Krawall / Von Alexander Castell

In der Morgenfrühe des ersten Mai war auf den Plätzen der Stadt geheimnisvoll blinkendes Leben. Schon beim Dämmern des Tages hatten die Bürger den auf dem Pflaster widerhallenden rhythmischen Tritt der Soldaten gehört. Die Besatzungen waren in alle Quartiere einmarschiert.

Das Ministerium schien entschlossen, jede anarchistische Demonstration zu ersticken.

Als Bernard gegen Mittag ausging, hielt eine Kompagnie Infanterie die Plätze beim Pantheon und der Sorbonne besetzt. Posten schritten auf und nieder. Uniformen und Waffen blitzten in der Sonne. Witze der Passanten sprühten in der Luft. Es war ein heiteres kriegerisches Leben.

Ringsum freute sich das Volk der Pariser, das sich mit Wollust aus jedem Ereignis ein Fest zu formen sucht.

Am Nachmittag sollte der große Demonstrationszug von achtzigtausend Arbeitern vom Montmartre nach der Madeleine und von dort über die großen Boulevards nach der Place de la République und der Arbeiterbörse stattfinden.

Bernard setzte sich vor das Café d'Harcourt in die Nähe von Offizieren und hörte, daß der Strom der Demonstranten auf dem ganzen Wege durch vier Glieder Militär wie in einem Kanal geleitet werden sollte.

Auch die Kellner waren über das neue Gesicht der Straße froh. Sie liefen in ihren weißen Schürzen und den kurzen, schwarzen Jacken eifrig um die Tische, warfen reinen Sand auf den Boden und schienen alles herzurüsten, wie für einen Nachmittag oder Abend von großer Bedeutung.

Als Bernard wieder nach Hause kam, stand der Concierge unter der Türe. Er zwinkerte mit den Augen, als ob er etwas Besonderes zu sagen wüßte. Das erschien Bernard ungewöhnlich, und er blieb vor ihm stehen, noch halb auf dem Trottoir.

Mit dem Concierge hatte er sich bisher auf eine einfache Art verständigt. Wenn er am Vormittag zum erstenmal ausging und die Sonne schien, hatte ihm der andere zugenickt und gerufen: „Es ist schönes Wetter . . ." und Bernard hatte geantwortet: „Ja, es ist sehr schönes Wetter . . ." Und wenn es regnete, hatte der Dicke seine wulstigen gutmütigen Lippen verzogen und mit einem Blick nach dem lieben Gott geseufzt: „Eine schöne Schmutzerei . . ." und Bernard hatte ihm jedesmal erwidert: „Ja, eine schöne Schmutzerei . . ." In diese simpeln Worte hatten sie aber alles Mögliche von Beziehung und Gefühl hineingelegt, das zwischen ihnen bestand und bestehen durfte, und zugleich eine so schöne Schranke von stiller Unnahbarkeit aufgerichtet, daß sie gegenseitig wirklich sehr beruhigt sein konnten.

Nun aber stand der andere da und sagte leise, als ob er sehr schlau sein wollte: „Haben Sie die Soldaten gesehen?"

Bernard nickte und sah ihn an, als ob er auf etwas wartete.

„Was meinen Sie dazu?"

„Ich habe keine Meinung . . .", antwortete Bernard.

„Wenn nur kein Blut fließt, und die Polizei nicht zu protzig wird . . . man weiß nie . . ."

„Was weiß man nie? . . ."

„Die Vorstädte könnten heruntersteigen . . . wissen Sie, was das ist, die Vorstädte? Was alles von den Fortifikationen, vom Montmartre, von Montrouge und Malakoff kommen kann?"

Er zog ein gedankenvolles Gesicht und fuhr fort: „Vor acht Jahren wurde ein armer Student im d'Harcourt von der Polizei erschossen. Es war ein Versehen. Da kamen die Vorstädter,

Männer und Weiber. Sechs Tage wurde mit ihnen gekämpft." Er hielt den Mund offen und starrte Bernard an.

Dieser aber meinte nur: „Das wäre gewiß sehr gefährlich."

Da der andere darauf nichts mehr bemerkte, ging Bernard an ihm vorbei und die Stiege hinauf.

Also war das erste Gespräch zwischen ihnen geschlossen.

Am Nachmittag überkam Bernard das Verlangen, den großen Umzug zu sehen. Er hatte zwar für diese Arbeiter und die Art ihrer Kundgebung keine besonderen Sympathien. Er war weder durch seine Abstammung und Erziehung, noch durch Lebensumstände veranlaßt worden, sich über den Sozialismus eine Ansicht zu bilden. Unter einem Arbeiter verstand er ein Individuum, dem er im einzelnen zwar ganz freundlich gegenüberstand. Er erinnerte sich daran, daß einst im Institut die Dampfheizung gelegt worden war, und daß er den Schlossern und Monteuren oft zugesehen hatte, wie sie Löcher in die Wände bohrten, Röhren ineinander schraubten, Eisenstangen im Hofe glühten und ihnen allerlei Formen und Rundungen gaben. Dies hatte ihn damals interessiert, gleich etwas Neuem, das damals in den Kreis seiner Erfahrungen eindrang. Er hatte wohl auch mit einem dieser Menschen, die in ihren blauen Blusen hantierten, gesprochen, aber wie mit etwas Fremdem, das er in seiner Existenz sehr wenig begriff. Später war er durch die Lektüre mondäner und bourgeoiser Zeitungen zu der Annahme gekommen, ein Arbeiter sei ein Wesen, das von Tag zu Tag mehr Lohn erhalten und weniger arbeiten wolle. Hierin sah er die Ursache aller Streike und aufrührerischen Bewegungen, und heute war ihm diese Klasse wieder so fern wie in den Institutsjahren. Während er aber für ihre einzelnen Vertreter dasselbe humane Interesse wie damals empfand, fühlte er gegen dieselben Menschen, sobald sie in großen Versammlungen oder Zügen auftraten und so eine heftige, große

Gebärde annahmen, ein fast feindliches Sträuben in sich. Vielleicht war es auch Ängstlichkeit. Vielleicht bangte ihm, als dem Nervenmenschen, vor der hier angesammelten körperlichen Kraft. Vielleicht ahnte er die leise Möglichkeit einer physischen Vergewaltigung.

Und doch zog ihn ein solcher Strom, der trotzig und reißend dahinging, wiederum an, gleich etwas Gefährlichem, Lockendem, Drohendem.

Als er nach vier Uhr den Pont de la Concorde überschritt, kam ihm ein Trupp Kürassiere entgegen. Er rief den Offizier an, der ein junger und eleganter Mensch war, und fragte, wohin man sich jetzt wenden müßte, um den Umzug am besten zu sehen.

Der Offizier hatte ihn erstaunt angestarrt; darauf lachte er, deutete nach der Madeleine und schrie: „Sie müssen sich beeilen, sie sind schon auf den Boulevards."

Auf der Concorde strömten die Massen eilig, als wäre ein großer Spektakel zu versäumen, die Rue Royale hinauf. Als er gegen die Madeleine kam, war die Straße abgesperrt. Wie eine Barre standen die Pferde der Garde Républicaine. Die gelben Helme der Reiter glänzten im Mittagslicht.

Dahinter aber zogen erst die Soldaten, dann ein dunkler Fluß von Menschen, der sich wie ein riesengroßer Wurm dahinwand.

Jetzt tauchten wieder Fahnen auf. Musikkapellen folgten. Dazwischen tönte unisono und wie zu einem Orkan anwachsend das sozialistische Sturmlied, die „Internationale".

Aus den Fenstern der Restaurants und Brasserien aber hingen und winkten tausend Arm- und Hände, tausend erhitzte Gesichter waren übereinandergeschichtet, und tausend Stimmen schrien sich müde und stimmten ein in den Chor.

Bernard stand so wohl länger denn eine Stunde.

Einer sagte nebenan: „Jetzt kann vielleicht alles ruhig verlaufen. Die Demonstration wird in der Nacht sein bei der ‚Bourse du Travail‘ . . .“

Über dem Zuge schwamm eine heiße, zitternde Luft, als ob durch die Massen und ihre schreienden Gesten die Atmosphäre von Glut und Schwüle überladen würde.

Bernard empfand allmählich ein beißendes, unerträgliches Flimmern vor den Augen. Er mußte seinen Platz aufgeben und sich entfernen.

Er fand bei der Chambre des Députés einen Wagen. Als er einstieg und sich umsah, bemerkte er erst, wie auf den Treppen der Madeleine Mensch an Mensch gekauert war. Überall ein dunkles, wimmelndes Meer.

Als er abends vor die Halle des Bahnhofes kam, waren die Truppen, die vor ein paar Stunden noch dort gelagert hatten, abgezogen.

Ein Kamelot lief mit Extrablättern über den Platz. Er schrie: „Generalstreik aller Syndikate . . . Aufruhr an der Place de la République . . .“

Bernard ging zu „Lavenue“ zum Essen.

Er setzte sich an einen der kleinen Tische. Ihm gegenüber saßen zwei Amerikaner, ältere elegante Herren, und bei ihnen eine dicke Dame in Abendtoilette. Sie trug ein kostbares Perlenkollier um den Hals, das aber auf ihrer umfänglichen Brust, die durch das Korsett noch gehoben wurde, wie auf einem Vorsprung lag.

Während des Essens las er das Extrablatt der „Guerre Soziale“. Da standen dicke schwarze Überschriften. „Aufruhr bei der Arbeiterbörse.“ — „Wie seine Taten verschieden sind

von dem, was er schrieb." — „Der Minister, einst unser Mitkämpfer, heute unser Henker."

Auf dem Boulevard Montparnasse zog eben ein Trupp Reiter im Trabe vorbei.

Bernard war es, als höre er den Baron Fernand de Ch. in seiner gelassenen, gleichsam fortwährend konstatierenden Art langsam sagen: „Es ist für unser modernes korrumpiertes Frankreich sehr fatal und bezeichnend, daß Minister ihre Laufbahn als Demagogen beginnen müssen. Ein Wunder, daß sie nicht auch des Segens der Synagoge bedürfen . . ."

Nach dem Essen ließ er sich von einem Automobil nach der Place de la République bringen. Der Chauffeur bog in den Boulevard St. Martin ein, wurde aber schon beim Ambigutheater angehalten.

Bernard richtete sich im Wagen auf. Die Straße und die Trottoirs waren von Menschen überfüllt, überall zirkulierten Polizisten.

Vorn auf dem Platze schwamm dunkel ein Meer von Köpfen. Der Strom schien sich nach links gegen die Arbeiterbörse zu drängen.

Zugleich ritt eine Abteilung der Garde Républicaine ins Gewühl und wurde vorn mit lautem Geschrei empfangen.

Der Chauffeur, dessen Wagen umzingelt war, konnte sich unter dem Beistand zweier Polizisten aus dem Gedränge retten. Bernard verabschiedete ihn, versuchte durch die Rue de Lancry nach der Rue du Chateau d'Eau einzudringen, wurde aber zurückgewiesen. Er mußte wieder zurück bis zur Rue du Faubourg St. Martin und hinauf zur Mairie des zehnten Arrondissements. Von dort aus war die ganze Rue du Chateau d'Eau zu überblicken. Die Straße war eine wogende Welle, die sich langsam aber unaufhörlich der „Bourse du Travail" zuschob. Aus dem

Gebäude hingen große rote Fahnen. Auf der Treppe schien jemand zu sprechen.

Vom Boulevard Magenta sah man einen starken Trupp Reiter ins Gedränge einbiegen, und einen Moment war es, als ob sich die Massen davor wie zu einer Brandung aufbäumten.

Dazwischen schrien die Polizisten: „Circulez! Circulez!"

Die Menge aber hatte sich so dicht aufgestaut, daß niemand mehr durchdringen konnte, und die Polizei nichts mehr über sie vermochte. Ein Teil der Garde Républicaine bildete nun bei der Mairie eine Barre, die die Straße sperrte, so daß das Volk bei dem Drängen, das vorn durch die dort einschwenkende Kavallerie entstand, in der Länge der Rue du Chateau d'Eau wie ein Paket eingeschnürt war, da zudem von den kleinen Seitenstraßen her ebenso dichte Ströme zuflossen.

Bernard stand auf dem Trottoir zwischen einem aufgedunsenen Bourgeois, dem vor Hitze das Blut ganz bläulich im Gesicht stand, und einem kleinen Verwachsenen, der sich auf die Fußspitzen stellte und mit aufgerissenen Augen ins Gewühl starrte.

Der Kleine schrie unaufhörlich: „A bas les flics! Hou! Hou!"

Dazwischen drangen Schreie: „Vive la grève!! Conspuez le ministre!!"

Hundert Stimmen intonierten die „Internationale". In den Gesang hinein tönten wieder schrille Pfiffe.

Der Tumult wuchs von Minute zu Minute.

Da wollten ein Dutzend Reiter der Munizipalgarde vom Boulevard Magenta her in die Straße. Die Manifestanten erhoben ein wirres Geschrei. Einige waren getreten oder zerquetscht worden.

Plötzlich krachten in rascher Folge Schüsse. Es wurde erst sehr still, dann kam eine spontane Bewegung über alle.

Die Pferde bäumten sich in einer verzweifelten Verwirrung

und ließen sich nicht mehr bändigen. Es war niemand verletzt. Man hatte nur Petarden unter die Reiter geworfen.

Aber jetzt entbrannte der Kampf mit der äußersten Brutalität. Steine, Eisenstücke flogen durch die Luft. Die Pferde gebärdeten sich wie rasend und stellten sich mit geblähten Nüstern hoch auf die Hinterbeine. Die Klingen der Soldaten sausten nieder.

Wutgeschrei überall und der Ruf: „Assassin! Assassin!" Das wuchs zu einer gellenden Melodie an.

Von der Rue du Faubourg St. Martin drangen trotz der Bewachung neue Scharen herein und drängten stürmisch nach vorn.

Auf der Treppe der „Bourse du Travail" stand die hagere kleine Gestalt des Polizeipräfekten, umgeben von den Beamten seines Kabinetts, und versuchte zu parlamentieren.

Die Schreie der Manifestanten überfluteten ihn gleich einer tosenden Welle. Unermüdlich kam der Ruf: „Assassin .... Assassin!"

Die Verwirrung schien auf dem Höhepunkt zu sein, als ein Mann sich auf ihn stürzte, den Revolver zog und feuerte ....

Die Umgebung kreischte auf. Die Kugel pfiff an der linken Gesichtshälfte des Präfekten vorbei, ging zwischen dem Direktor der Munizipalpolizei und dem Chef des Kabinetts, die hinter ihm standen, durch und traf einen Soldaten, der an der Wand stand, mitten in die Stirne. Er fiel lautlos vornüber.

Die Polizisten stürzten herbei und hoben ihn auf. Der Präfekt verließ den Platz und gab eilige Befehle. Das Feuer hatte ihm die linke Wange verbrannt.

Von allen Seiten gingen jetzt die Truppen mit blanker Waffe vor, empfangen von den Schmähungen der Menge, die ihnen Steine, Stühle, Tische und das ganze zertrümmerte Mobiliar der umliegenden Cafés entgegenwarf. Die Polizei schien ohnmächtig. Es mußten neue Truppen requiriert werden.

Auf der Place de la République, wo Kopf an Kopf und unermeßlich das Gros der Demonstranten stand, die bisher am Kampf noch kaum teilgenommen hatten, brach plötzlich der Ruf aus: „Vive Jaurès ....", der von tausend Kehlen wiederholt wurde.

Der sozialistische Abgeordnete war bei der Statue der „République" erschienen und versuchte zu sprechen.

Der ganze Aufruhr schien plötzlich wie verwandelt zu sein.

Die Massen gruppierten sich um den Führer der Sozialisten und schrien und gestikulierten, so daß er nicht zum Wort kommen konnte. Er redete und bewegte seine Hände, aber wie eine undurchdringliche Mauer stieg vor ihm unermüdlich der Schrei auf: „Vive Jaurès, vive Jaurès!"

Samt seiner Umgebung wurde er ohne Absicht gestoßen, geschlagen, sein Hut wurde eingedrückt, die Kleider hingen in Fetzen an ihm.

Er konnte immer noch nicht sprechen und verschwand schließlich in der Menge.

Jetzt fuhr auf dem Boulevard St. Martin in voller Karriere die Feuerwehr vor. Von der Munizipalgarde geschützt, kamen die Mannschaften bis zu den Hydranten auf dem Platze.

Schläuche wurden angeschraubt. Kommandoworte ertönten kurz und schneidend.

Alles wich zurück. Zum erstenmal wurde Raum frei.

Jetzt sollte der Wassersturz kommen ...

Ein riesiges Gelächter erschallte, das sich in alle Seitenstraßen und Winde fortpflanzte.

Aus den Röhren rann nur ein sanfter Strahl. Es war zu wenig Druck.

Die Mannschaften legten die Rohre auf den Boden und warteten.

Jetzt aber folgte ein spontaner, unaufhaltsamer Sturm auf die

Hydranten. Männer, Weiber, Kinder — alle stürzten vor, rollten unter die Pferde der Munizipalgarde, die Bewegungen machten, als ob sie getragen würden.

Die Röhren waren erobert, und jetzt schoß das Wasser, das sich vorher gesträubt hatte, in Riesensträhnen empor, dahin, dorthin, auf die Truppen, das Volk .... Ein frenetischer Jubel erscholl ....

Eine Sekunde waren alle einig im Amüsement, bis die Garde Républicaine vorging und das Volk wieder zurückdrängte.

Und jetzt folgte das Unerwartete. Vom Boulevard Magenta her erschienen plötzlich wie verirrt drei Autobusse von der Gare du Nord her, vollgestopft mit Passagieren.

Bei der Rue du Chateau d'Eau wurden sie angehalten.

„Aussteigen!" schrie alles ... „Aussteigen! ..."

Die Kondukteure wurden heruntergerissen, die Passagiere flüchteten sich. Das Volk rächte sich jetzt, wo es konnte.

Sofort waren die Benzinbehälter zertrümmert, und Feuer wurde angelegt.

In einem Augenblick flammten die drei Riesenkolosse wie grandiose Fackeln durch die Nacht.

Dazu sprühte ein Freudengeheul auf, die Massen tanzten wie in einem wahnsinnigen Paroxysmus der Wut.

Die Feuerwehr stürzte wieder herbei, aber zu spät. Man mußte die Wagen brennen lassen. Dazu traf ein Hagel von Steinen die Fenster, die in der Hitze mit dem Knall von Schüssen sprangen.

Sofort wurden die Trümmer der Wagen in Barrikaden verwandelt.

In wenigen Minuten herrschte völlige Anarchie. Die jungen Leute zertrümmerten alle Lichter und Laternen.

Die großen, elektrischen Glühlampen erloschen. Unvermittelt stand alles in dunkler Nacht. Jetzt hob die Plünderung an.

Äste wurden von den Bäumen gerissen, die Eisengitter wurden losgelöst und auf die Polizisten geschleudert. Ein Trupp stürzte sich auf einen Kiosk und zog einen Schubkarren heraus und Besen und Pickel, die dort von den Straßenreinigern aufbewahrt wurden.

Was in die Hände der Meute kam, wurde zum Wurfgeschoß.

Andere stürzten sich auf die umliegenden Läden und Häuser. Die Besitzer flüchteten sich schreiend und hörten, wie die eisernen Rolläden zertrümmert wurden.

Pfiffe ertönten. Wilde Ausrufe, unterbrochen von Detonationen.

Carmagnole complète.

Bernard war auf dem Trottoir bis zur Rue de Lancry vorgeschoben worden und stand mitten im Aufruhr. Neben ihm schrie der Verwachsene, daß ihm der Schaum vor dem Munde stand. Der Bourgeois keuchte wie ein Asthmatiker. Ihm rann der schmutzige Schweiß von der Stirne.

„Man wird massakriert ... massakriert ...“ keifte vor ihnen eine Weiberstimme in der Dunkelheit.

Da klang von irgendwoher ein Trompetensignal. Alle Köpfe hatten sich gedreht.

Was jetzt geschah, vermochte Bernard sich erst später zu rekonstruieren.

Er selbst wurde plötzlich gleichsam emporgehoben und dann in eine Türnische geworfen. Vor ihm schichteten sich die Menschen wie Reisig auf. Ein paar Augenblicke hatte er eine lähmende Angst, zerdrückt zu werden.

Auf der Straße aber sprengte Kavallerie in einer furchtbaren Attacke daher und hinterdrein ging im Laufschritt Infanterie.

Das dauerte minutenlang.

Die Straße war plötzlich leer.

Gleich darauf erschienen Polizisten. Bernard mußte seinen Paß zeigen und seine Fremdenlegitimation. Darauf wurde er freigelassen.

Der Verwachsene war verschwunden.

Jetzt erst bemerkte Bernard, daß er an der rechten Hand stark blutete. Er hatte eine stichartige Wunde im Handballen und ließ sie in einer Apotheke verbinden.

Es war da noch eine Masse Volk, das mehr oder minder verletzt war.

Krankenwärter suchten den Platz wie ein Schlachtfeld ab.

Nachher schritt Bernard den nunmehr seltsam stillen Boulevard St. Martin entlang, bis er beim Boulevard Straßbourg einen geschlossenen Wagen fand.

Er sagte dem Kutscher die Adresse, schloß das Coupé, war aber derart müde, daß er zurücksank und sofort einschlief.

Der Verein / Von Alfred Lemm



Der Verein beabsichtigte die Gründung eines neuen Staates, der nach den höchsten geistigen Erkenntnissen organisiert werden sollte. Angehörige der verschiedensten europäischen und amerikanischen Staaten, wie sie so vielfältig in der Hauptstadt Frankreichs zusammenleben, gehörten dem Verein an. Die meisten waren nach irgendwelchen Zusammenstößen mit den Einrichtungen oder Anschauungen ihres Heimatlandes hierher gekommen. Man war sich darüber einig, daß einer der bestehenden Staaten mit seinen so lange vererbten Verhältnissen doch nie völlig nach neuen Erkenntnissen geändert werden könne. Es war deshalb eine von allen Voraussetzungen der Tradition freie große staatliche Gemeinschaft geplant, der sich jedermann anschließen konnte, sofern er mit ihren Grundsätzen übereinstimmte.

Einige Jahre nach der Gründung zweigte sich von diesem Verein eine Gruppe ab, der die Ziele einer Reihe von Mitgliedern zu radikal geworden waren. Die Unterschiede in den Gesinnungen hatten sich allmählich immer stärker fühlbar gemacht. Vollkommen aber wurde die Spaltung durch einen im Grunde äußerlichen Anstoß. Zur Propaganda für den Verein sollte ein großes Fest arrangiert werden. Man wollte in der ganzen Stadt Anschläge machen. Dazu hatte einer aus der radikalen Gruppe um Stella ein Plakat entworfen, das zwar äußerst abstoßend und häßlich, aber von hohem Kunstwert war. Vergebens bemühte sich die andere Partei, klarzulegen, daß es doch nicht der Zweck einer Einladung zu einem Fest sei, die Leute abzuschrecken. Auch sie fand die Zeichnung sehr gut, aber sie wollte sie nicht nehmen, weil sie

ihren Sinn nicht erfüllte, das Publikum heranzuziehen. Die extreme Partei aber setzte sich mit aller Macht für die Beibehaltung des Plakates ein. Sie führte aus, daß eine Konzession an den Geschmack der großen Masse im höchsten Maße rückgratlos sei. Das Plakat wäre allseitig als gut erkannt worden, und deshalb müsse es genommen werden, ungeachtet aller anderen Einwände.

Da keiner nachgab, konnte die Veranstaltung nicht stattfinden, und es kam zur Trennung. Die gemäßigte Gruppe gründete einen neuen Bund. Da aber beiden Parteien die Sache selbst zu lieb war, um ihr durch Gegeneinanderarbeiten zu schaden, einigte man sich dahin, daß der gemäßigte Verein die Aufgabe erhielt, die praktischen Schritte zur Verwirklichung dessen zu tun, was ihr die Radikalen an Entschlüssen übergaben. Was nur irgendwie als möglich erschien, hatten die Gemäßigten durchzusetzen zu versuchen. Man wollte so einen gewissen Ausgleich mit der Realität schaffen. Denn auch einige der Radikalen gaben zu, daß ihre Forderungen lediglich ihrem Willen entsprangen und von Bedenken der Möglichkeit nicht gehemmt waren. Der radikale Bund arbeitete mit Eifer weiter. Jeder, der etwas Neues und Unerhörtes in sich trug, verfocht es bei ihnen, um es in der neu zu gründenden Volksschaft durchzusetzen. Alle kämpften mit Inbrunst für ihre Ziele, sei es, daß sie sozialer, künstlerischer, ethischer oder religiöser Art waren. Viermal im Jahr fand eine große Zusammenkunft statt, in der jeder die Resultate seines Denkens niederlegen konnte.

Der Verein hatte in diesem Jahre seine erste Sitzung, trotzdem es schon Ende Juni war. Eine Reihe der intelligentesten Mitglieder hatte mitgeteilt, daß sie mit der Aufstellung völlig umwälzender Theorien für den zukünftigen Staat beschäftigt seien, und die gewöhnliche Arbeitszeit von drei Monaten nicht ausreiche.

Deshalb war der Tag der Versammlung auf ein Vierteljahr später verschoben worden. Die Zusammenkunft versprach wichtiger und in der Verfechtung ungewöhnlicher Dinge umstürzlerischer zu werden, als je eine zuvor. Wie gewöhnlich begann sie um elf Uhr nachts.

Es war ein kleiner Saal, der sich allmählich dicht füllte. Um ihn in halber Höhe lief eine hölzerne Galerie, zu der die paar von der Decke hängenden Petroleumlampen mit ihrem schnell verrauchten Gelb nicht hinaufdrangen. Das Rednerpodium war eine Liebhaberbühne, auf der fahle, grüne Kulissenfetzen sich bewegten. Davor saß Stella an einem weißgedeckten Tisch. Der Verein hatte keinen Vorsitzenden, da hieraus zu leicht eine Beeinträchtigung der Individualität der einzelnen entstand. Jeder konnte reden, wie lange und was er wollte. Stella notierte nur die Reihenfolge der sich zum Wort Meldenden.

Felician saß zwischen Weinbaum und Madeleine. Der Saal und die Galerie füllten sich mit wilden langhaarigen oder knapp und sachlich gekleideten Männern. Manche hatten Umhänge lose umgeworfen. Schmale Frauen in fließenden Gewändern mit vom vielen Lesen bleichen Augen saßen in Ruhe. Starkknochige dunkle Balkangesichter durchtasteten flackernd beim Eintritt den Saal und warteten, mit Anstrengung in Teilnahmlosigkeit versunken. Jeder Blick trug hochschwanger die Ideen, an denen sie monatelang für sich geformt hatten, um sie hier dem Licht zu übergeben. Ein murmelndes, fast drohendes Geplauder wellte auf und ab. Wie ein vor Erwartung unruhiges Herz setzte es manchmal aus und wurde dann wieder stärker. Stella begann zu reden. Den feinen Kopf hoch aufgerichtet, hatte sie jenen Tonfall müder Selbstverständlichkeit, den die lange innere Beschäftigung mit einer Sache erzeugt. Weich und unbeirrbar zugleich waren Stimme und Gesicht.

[illegible]

[illegible] Worten wurde von den folgenden immer [illegible]. Niemand im ganzen Saale wußte, warum

er redete. Jeder glaubte sich ausgelassen und versuchte, wenn ein bekannt erscheinender Ausdruck vorkam, doch irgendwie Anschluß zu bekommen. Es war sehr ermattend. Die Lampen warfen viele schmutzige Schatten auf die dunklen Köpfe, die regungslos nach dem unverständlich Eifernden starrten.

Es folgte eine Rede, die nur aus Hauptwörtern und Adjektiven bestand. Des Redners dünnes Gesicht war in den weichen Teilen unterminiert, und die Haut war in die Vertiefungen nachgefallen. Man wußte, daß er die Konzentration auf jedem Gebiet verfocht. Die vielen Beiwörter und rhetorischen Umschreibungen schienen ihm im Verkehr mit hochstehenden Menschen überflüssig. Seine Rede klang wie eine lange Depesche. Er forderte für den neuen Staat eine Aufnahmeprüfung nach geistigen Gesichtspunkten.

Durch den Saal zuckte eine angenehme Erregung. Wie Steine auf einen Haufen geworfen werden, schlugen von allen Seiten die Worte schallend auf die Tribüne. Stella verlas einen Zettel, den die Frauenrechtlerin Miß Hulf ihr hingelegt hatte; diese beschwerte sich, daß bereits die dritte Rede gehalten worden sei, ohne daß die Emanzipation vorgekommen wäre. Miß Hulf hatte, wie überall, ihren elfjährigen Knaben mitgebracht, der außergewöhnlich klein war. Sie war ein sehr unsinnlicher Mensch und hatte einen besonderen Haß auf Wagner. Sie ging seit langem in kein Theater, weil sie fast alle Dramen für juristisch nicht haltbar hielt. Den einzigen Liebesbrief, den sie vor Jahren erhielt, hatte sie nach Korrektur der orthographischen Fehler an den Absender zurückgehen lassen. Dann nahm sie sich der rechtlosen Frauen an. Um ihre eigene Vorurteilslosigkeit auch tätlich zu beweisen, hatte sie ein uneheliches Kind zur Welt gebracht aus einem Verhältnis, das sie lediglich deshalb eingegangen war. Als der Zweck erreicht war, zog sie sich sofort von dem Manne

zurück und gab an, daß sie sich seiner nicht mehr erinnerte. Das Kind benutzte sie unter Betonung der Unehelichkeit zu Agitationszwecken.

Inzwischen war Degrès auf die Bühne getreten, dessen Ausführungen überall mit Spannung erwartet wurden. Kaum hatte er in seiner betonenden und doch oft gleichgültig-spöttischen Manier begonnen, da zog sich der Saal vor Aufmerksamkeit zusammen. Mit starren Backenknochen lauerten sie, um mit den eigenen Ideen hervorbrechen zu können.

„Als ich ein Junge von vierzehn Jahren war,“ sprach Degrès, „eröffnete mir der berühmte Professor P., daß ich nicht nur verspräche, ein hervorragender Maler zu werden, sondern bereits einer wäre. Ich sagte dem Herrn damals, daß ich gar keine große Befriedigung beim Malen fühlte. Ich wußte nicht warum. Nun aber, meine Herren und Damen, weiß ich es: Die alte Malerei, die trotz aller Entfernung von der Natur doch immer noch ein Abmalen ist, war mir einfach zu stofflich. Dies Gefühl war es, das mich zwang, auf die Musik überzugehen. Hier fand ich den vergeistigtesten, schwebendsten Ausdruck. Die Musik als einzige Kunst ist ganz frei von der Materie, von der hassenswerten Nachahmung der Natur. Aber während dieser Jahre dachte ich über die Malerei nach. Ich sagte mir, daß auch für sie eine solche Entwicklung möglich und unbedingt nötig sei. Und nun habe ich Bilder gemalt, in denen ich gefühlsmäßige Erlebnisse lediglich mit den Urmitteln des Malers, mit Farbe und Fläche ausdrücke, auf die sogenannten Gegenstände verzichte. Die neue Malerei hat nicht die Aufgabe, durch stofflich Erkennbares die Gefühle des Künstlers auszudrücken, sondern die Art, wie die Farben zusammengestellt sind, eine teilende Linie übermittelt dem Beschauer den Stimmungsgehalt des Kunstwerkes. Die allzu billigen Mittel der Natur verachtet der Geistige.

Je stärker die Beschränkung, desto vergeistigter ist eine Kunst. Mein Werk bedeutet wieder einen Sieg des Geistes und eine Niederlage der sinnlosen stupiden Realität in dem langen Kampf dieser beiden miteinander."

Mit dem Vorwärtsschreiten der Rede war es immer höher in den Zuhörern aufgestiegen, bis mit dem Schluß die angestauten Widersprüche, Bestätigungen und Ergänzungen lärmend von den Lippen der einzelnen ausbrachen. Kopf an Kopf gepreßt war jetzt der Saal bis auf den letzten Platz gefüllt. Die Nasen in den graugelb beschatteten Gesichtern stießen kampfbereit nach vorn. Weit über die halbdunkle Galerie gebeugt, schwebten die Oberkörper und flogen auf die Redenden zu. Bleich ragte Stella auf ihrem Podium. Viele sprachen gleich von ihrem Platz aus. Ein Arzt forderte, daß die medizinische Wissenschaft voraussetzungslos und ohne Zweck sei, wie die Kunst. Wenn es auch manchmal zusammenfiele: nicht darauf käme es an, wie viele Patienten geheilt würden, sondern welche Höhe die Wissenschaft erreicht hätte. Gerade wer wie er seinen Beruf abgöttisch liebe, müsse aus Achtung vor ihm die Forderung des Selbstzwecks aufstellen. Der Arzt studierte seit zwanzig Jahren nach Urkunden eine sehr interessante Halskrankheit, die vor zwei Jahrhunderten das letztemal vorgekommen war.

Felician saß regungslos und hatte die Finger fest um eine Stuhllehne gedrückt. Wonne und angenehme Furcht ballten beim Anfang jeder Rede sein Herz zusammen. Alle Anwesenden arbeiteten so aufnahmedurstig mit den Sprechenden mit, daß sie nicht mehr wußten, ob sie selbst redeten oder die neben ihnen Stehenden. Ein nervöser bebrillter Mann forderte vom Weibe das Fallenlassen seiner Scham. Das Hin- und Hergeziere der Frau in Liebesdingen sei ein Ornament, welches dem heutigen Mann nur Energie- und Zeitverlust bringe. Sachlichkeit sei das

vornehmste und beste Zeichen der Zeit. Sieht eine Frau jemanden auf der Straße, der ihr gefällt, soll sie sagen: Hier, nimm mich! Die Frauenrechtlerin war beständig auf dem Sprung, ob ein Bissen für sie abfiele. Bei besonders stürmischen Momenten hob sie ihren runden, faltigen Jungen mit Brille und Schirmmütze, unter der man eine Glatze vermutete, hoch, da er sonst den Redner nicht sehen konnte. Kam etwas von Frauenrecht vor, klatschten beide wild Beifall. Sonst sah der Junge mit verschmitztem und verständnisvollem Lächeln über seine Brille.

Des neuen Redners stählerne Augen strahlten tiefste Durchdrungenheit aus. Es war der Universitätsprofessor Bonnard, der sich durch seine antierotischen Lehren bekannt gemacht hatte. Die vielen Reihen der schwarzen Mundlöcher starrten nach dem Podium. Sexualität sei immer Selbstverneinung; denn das Individuum will sich durch sie an das andere geben. Er aber predige die Selbsterhaltung und die Selbstentwicklung. Eine Frau lieben heiße immer, ihr vom Selbst etwas schenken. Nur geistige Freundschaft unter Männern dürfe der Höhenmensch pflegen. Das Kinderzeugen ist gleichfalls ein Abfluß der Energie von sich auf andere — eine Eigentümlichkeit der Frau. Der große Mann dürfe keine Söhne haben, sie beweisen dem Vater schon durch ihre Existenz, daß seine Zeit vorbei ist, sie stellen ihn in Frage. Das Höherbringen des Selbst aber ist die einzige Aufgabe des Menschen.

Gleich Raubtieren, denen man lange nichts zu fressen gegeben hat, krallten Männer und Frauen die Blicke in die Sprechenden und stürzten sich mit dem Moment des Schweigens auf die Rede. Sie wühlten in den Gedanken der anderen, zerrten nackte und wunde Stellen heraus und stießen mit festen Fingern darauf. Mit Gewalt zwang sich Felician oft, nicht laut ja, ja! zu rufen. Von der Galerie hatte ein Mann mit stoppligem Kinn und

lohenden Augen von Anfang an zwischen die Reden geschrien. Man verbot es ihm. Er konnte selbst nichts dagegen machen, immer wieder entfuhren ihm die Worte. Nachdem Bonnard geendet hatte, bog er sich in maßloser Erregung zu weit vor, verlor das Gleichgewicht und fiel mit schwingenden Gliedern über die Brüstung in den Saal in einen Gang. Man sprang hinzu und wollte ihn aufheben. Seine Stirn knallte zurück wie bei einer Holzpuppe. Er war tot. Einige wollten ihn hinaustragen. Sofort stand einer auf und schrie, der Tod sei der elendeste und materiellste Zufall in der Welt. Er sei sinnlos und ungeistig, also wäre er für geistige Menschen nicht vorhanden. Der Tod sei lächerlich und unwürdig des geistigen Menschen, er müßte einfach ignoriert werden. Man solle den Toten liegen lassen. Da erstieg ein alter Mann mit einem Holzbein das Podium, der die ganze Zeit über vorn gewartet hatte. Seine weißen Haare flatterten, sein Gesicht war verwaschen vor Haß. Er schrie mit verdeckter Stimme, daß nur der Unglaube schuld an der schrecklichen Lage sei, in der sich die Menschen von heute befänden. Das wäre die Strafe des Herrn! Weil sie nicht mehr auf den alten Gott vertrauten, hätte der sich von ihnen abgewendet, daß sie ersticken müßten in dem Sündenmorast der Unsittlichkeit und des Hochmuts. Aber es würde noch viel schlimmer kommen, noch viel schlimmer, wenn die Menschen nicht zur Religion zurückkehrten, gräßlicher als zu Zeiten der Sündflut und Sodoms und Gomorrhas und Babylons würde die Rache des Herrn heute sein ... Vor Jahren hatte der Redner ein Beispiel für seinen Glauben geben wollen und geschworen, sein wundes Bein werde ohne Arzt mit Gottes Hilfe gesunden. Acht Tage später hatte man es ihm gewaltsam amputieren müssen, um ihn am Leben zu erhalten. Aber unbekümmert agitierte er weiter in jeder Zusammenkunft, gleichgültig, welches das Thema war.

vornehmste und beste Zeichen der Zeit. Sieht eine Frau jemanden auf der Straße, der ihr gefällt, soll sie sagen: Hier, nimm mich! Die Frauenrechtlerin war beständig auf dem Sprung, ob ein Bissen für sie abfiele. Bei besonders stürmischen Momenten hob sie ihren runden, faltigen Jungen mit Brille und Schirmmütze, unter der man eine Glatze vermutete, hoch, da er sonst den Redner nicht sehen konnte. Kam etwas von Frauenrecht vor, klatschten beide wild Beifall. Sonst sah der Junge mit verschmitztem und verständnisvollem Lächeln über seine Brille.

Des neuen Redners stählerne Augen strahlten tiefste Durchdrungenheit aus. Es war der Universitätsprofessor Bonnard, der sich durch seine antierotischen Lehren bekannt gemacht hatte. Die vielen Reihen der schwarzen Mundlöcher starrten nach dem Podium. Sexualität sei immer Selbstverneinung; denn das Individuum will sich durch sie an das andere geben. Er aber predige die Selbsterhaltung und die Selbstentwicklung. Eine Frau lieben heiße immer, ihr vom Selbst etwas schenken. Nur geistige Freundschaft unter Männern dürfe der Höhenmensch pflegen. Das Kinderzeugen ist gleichfalls ein Abfluß der Energie von sich auf andere — eine Eigentümlichkeit der Frau. Der große Mann dürfe keine Söhne haben, sie beweisen dem Vater schon durch ihre Existenz, daß seine Zeit vorbei ist, sie stellen ihn in Frage. Das Höherbringen des Selbst aber ist die einzige Aufgabe des Menschen.

Gleich Raubtieren, denen man lange nichts zu fressen gegeben hat, krallten Männer und Frauen die Blicke in die Sprechenden und stürzten sich mit dem Moment des Schweigens auf die Rede. Sie wühlten in den Gedanken der anderen, zerrten nackte und wunde Stellen heraus und stießen mit festen Fingern darauf. Mit Gewalt zwang sich Felician oft, nicht laut ja, ja! zu rufen. Von der Galerie hatte ein Mann mit stoppligem Kinn und

lohenden Augen von Anfang an zwischen die Reden geschrien. Man verbot es ihm. Er konnte selbst nichts dagegen machen, immer wieder entfuhren ihm die Worte. Nachdem Bonnard geendet hatte, bog er sich in maßloser Erregung zu weit vor, verlor das Gleichgewicht und fiel mit schwingenden Gliedern über die Brüstung in den Saal in einen Gang. Man sprang hinzu und wollte ihn aufheben. Seine Stirn knallte zurück wie bei einer Holzpuppe. Er war tot. Einige wollten ihn hinaustragen. Sofort stand einer auf und schrie, der Tod sei der elendeste und materiellste Zufall in der Welt. Er sei sinnlos und ungeistig, also wäre er für geistige Menschen nicht vorhanden. Der Tod sei lächerlich und unwürdig des geistigen Menschen, er müßte einfach ignoriert werden. Man solle den Toten liegen lassen. Da erstieg ein alter Mann mit einem Holzbein das Podium, der die ganze Zeit über vorn gewartet hatte. Seine weißen Haare flatterten, sein Gesicht war verwaschen vor Haß. Er schrie mit verdeckter Stimme, daß nur der Unglaube schuld an der schrecklichen Lage sei, in der sich die Menschen von heute befänden. Das wäre die Strafe des Herrn! Weil sie nicht mehr auf den alten Gott vertrauten, hätte der sich von ihnen abgewendet, daß sie ersticken müßten in dem Sündenmorast der Unsittlichkeit und des Hochmuts. Aber es würde noch viel schlimmer kommen, noch *viel schlimmer*, wenn die Menschen nicht zur Religion zurückkehrten, gräßlicher als zu Zeiten der Sündflut und Sodoms und Gomorrhas und Babylons würde die Rache des Herrn heute sein ... Vor Jahren hatte der Redner ein Beispiel für seinen Glauben geben wollen und geschworen, sein wundes Bein werde ohne Arzt mit Gottes Hilfe gesunden. Acht Tage später hatte man es ihm gewaltsam amputieren müssen, um ihn am Leben zu erhalten. Aber unbekümmert agitierte er weiter in jeder Zusammenkunft, gleichgültig, welches das Thema war.

Er hatte Beulen und trug Binden, Überbleibsel von den Versammlungen, aus denen er hinausgeworfen worden war. Widersprüche prasselten von allen Seiten. In den Lärm hinein aber redete der alte Mann eine halbe Stunde, ohne daß ein Wort gehört wurde. Man sah nur die beteuernden und verfluchenden Handbewegungen, wie man durch ein Fenster von außen in eine Versammlung sieht. Schließlich stieß man ihn durch eine Hintertür hinaus.

Ungezügelte Reden kletterten höher und höher. Die Augen der Zuhörer stießen weiterdrängend nach den Redenden, daß die hintenüberfielen.

Der Architekt Deutsch sprach:

„Wer sich innerlich seines Wesens fest fühlt, der hat nicht nötig, es äußerlich zu betätigen. Was ich bin, ist die Hauptsache. Was ich tue, ist nebensächlich. Es ist nur der stoffliche Ausdruck einer geistigen Wesenheit. Nicht, was ich sage, ist maßgebend, sondern was ich denke. In diesem Sinne sind die menschlichen Institutionen zu ändern. Orden und Titel sind abzuschaffen. Die, die sie verdienen, haben sie nicht nötig, und die sie nicht verdienen, erst recht nicht! Ebenso sind alle Examina äußere Betätigungsformen für einen inneren Zustand und daher überflüssig. Einer, der etwas weiß, braucht kein Examen zu machen, und einer, der nichts weiß, kann es nicht. Ich bin ferner für Einstampfung aller Kirchen und Abschaffung der dogmatischen Einrichtungen. Jeder kann seinen Gott haben; hat er aber einen, so kann er zu ihm beten, wie, wann und wo er will. Besondere Formen und Räume hierfür sind nur schädlich. Feier- und Erinnerungstage sind dem Kulturmenschen gleichgültig. Er denkt an seine Vorfahren und an Ereignisse, wenn ihm sein innerer Drang dies vorschreibt. Denkmäler sind unnötige Ausgaben. Die Ehe ist ein überflüssiges Symbol. Liebe ich eine Frau, so

Weit vorgestreckt hingen auf den Hälsen die Gesichter, über die die Haut dünn zum Platzen gespannt war. Die Atems wurden herausgestöhnt und bildeten mit den Lampen einen trüben Fieberdunst über den Versammelten. Irre Funken sprangen von der Rednerbühne in den Saal, fingen hier Feuer, steckten dort ein Hirn in Brand. Die Köpfe glühten. Felicians Seele befand sich in einem einzigen Taumel. Rein und bleich und im Innern voller heißer Wirbel saß Stella vor der aufgeregten Menge, die bis zu ihr hinaufbrandete.

Nun sprach Weinbaum. Er machte sich von jedem Wort gleich einer schwer gebärenden Frau unter höchsten Schmerzen frei.

„Man muß sich alles Urteilen abgewöhnen. Denn weder der Gute kann etwas dafür, daß er gut ist, noch der Schlechte für seine Schlechtigkeit. Beide sind eben so ‚veranlagt'. Das Bessernwollen unter den Menschen beruht meistens auf dem Eitelkeitsgefühl des Bessernwollenden. Außerdem ist es überhaupt sinnlos, denn niemand weiß mit Bestimmtheit zu sagen, was gut und was schlecht ist. Es gibt keine festen Punkte, keine Wegweiser und Maßstäbe. Hineingesetzt in das Chaos der Erscheinungen sind wir, das Wenige, was wir durch unsere Sinne erhaschen können, erkennen wir nur subjektiv und falsch. Nichts ist mit Bestimmtheit da, als wir selbst. Und auch dies Selbst ist nichts Absolutes, davon kann sich jeder überzeugen, wenn er beobachtet, wie anders er in der Gegenwart verschiedener Menschen ist. Der Mensch hat keinen festen Kern. Jedes Individuum ist nur in seinem Verhältnis zu dem, was auf ihn einwirkt, festzulegen. Daraus ergibt sich, daß man überhaupt keine Grundsätze für Menschen aufstellen kann, denn Regeln kann man nur für festumgrenzte Größen errichten. Niemand weiß, was er in der nächsten Minute zu tun fähig ist. Ein Augenblick macht alle

einen Auge die Sonne so blind blaurot und blutrünstig in die Straßen hinein, daß alle Angst hatten und liefen. Irgendwo mußte ein Unglück passiert sein. Die Geschäftsmädchen hatten die Rouleaus heruntergelassen, weil sie fürchteten, es könnte hereinkommen. Der Himmel war grau und veilchenblau und brannte im Hintergrund. Aus einem unbekannten Grunde waren einige Laternen noch angesteckt. Das fahle Licht puderte alle Gesichter lilafleckig. Die Menschen gingen schief und halb, traten ineinander und wurden eins. Die Köpfe hatten keine Augen. Alle Kraft war aus dem Straßenbild gesogen. Männer auf Stelzen überschritten vorsichtig den Damm. Ein Sprengwagen wußte nicht, wie er sich verhalten sollte, und drehte sich mit seinem Pferd im Kreis herum. Die Luft war mit kleinen schwarzen Punkten besprenkelt. Einige Menschen verschwanden, ohne daß man sah, wohin. Andere setzten sich plötzlich wie Vögel von irgendwoher nieder. Die elektrischen Bahnen liefen neben den Schienen. Die dicken Omnibusse hoben die Beine hoch und fuhren schräggestellt eilig auf einer Seite. Die breiten Hüte der Kutscher rutschten ganz über die Gesichter. Das Licht spiegelte sich in den Schaufenstern und blanken Türen. Trotzdem lag alles im Schatten. Viele Menschen und Pferde lächelten irre. Dem Felician zog man den Granit unter den Füßen fort. Er warf sich auf die Erde, um ihn festzuhalten. Es nützte nichts. Der Boden lief. Von irgendwoher wurde er gedreht. Felician kam mit ins Kreisen und drohte, auf den Hinterkopf zu fallen. Mühsam klammerte er sich an einen Laternenpfahl.

gerade die gesunden sind. Normal ist ein Begriff, der von der Mehrzahl der Menschen bestimmt wird. Daß aber Majorität in geistigen Dingen kein Beweis ist, sei wohl hinreichend feststehend. Auch unterschieden sich eingesperrte Irrsinnige oft nur dadurch von nichteingesperrten, daß sie zufällig mit der stofflichen Welt angestoßen wären. Diese sinnlose und ekelhafte Welt sei aber kein gültiger Maßstab. Die Kunst zum Beispiel profitiere geradezu von einer gewissen Art des sogenannten Wahnsinns, der fixen Idee. Wenn nämlich einer wahrhaftig glaubte, er wäre ein Kaiser, so würden seine Werke in dieser Beziehung echter klingen, als wenn er es sich für die Augenblicke des Schaffens einbilden müßte. Sie winkte ihrem Mann, einem Naturmenschen in Sandalen und härenem Gewand. Dieser begann schon seine indischen Gedichte vorzulesen. Er bildete sich fest ein, er wäre ein indischer Priester, und zeichnete alle Briefe in dieser Eigenschaft. Die Gedichte waren von berauschender Kraft. Dann hielt er mit übersichtigem Antlitz eine Rede, ganz als ob er ein indischer Priester wäre. Die Stühle einiger Menschen brachen zusammen.

Die Nerven der Versammelten begannen zu versagen. Der Morgen dämmerte. Nur Miß Hulf saß mit angespanntem Gesicht aus zähem Leder und instruierte leise ihren Jungen.

Vollkommen mürbe ging man auseinander. Verbraucht, hölzern und zerzaust wie eine alte Dirne, voller Risse und Falten, lag der Saal. Das mißmutige Vorlicht des Tages umhüllte grau die einzige, trocken brennende Lampe und setzte sich auf die grünen Lappen der Kulissen, die müde nach vorn fielen.

Felician fühlte eine ungeheure, fast wollüstige Befriedigung, die ihm übermenschlich dünn gespannt erschien. Er ließ sich Kaffee geben, um sich zu stärken.

Als er dann in den Morgen hinaustrat, guckte mit ihrem

einen Auge die Sonne so blind blaurot und blutrünstig in die Straßen hinein, daß alle Angst hatten und liefen. Irgendwo mußte ein Unglück passiert sein. Die Geschäftsmädchen hatten die Rouleaus heruntergelassen, weil sie fürchteten, es könnte hereinkommen. Der Himmel war grau und veilchenblau und brannte im Hintergrund. Aus einem unbekannten Grunde waren einige Laternen noch angesteckt. Das fahle Licht puderte alle Gesichter lilafleckig. Die Menschen gingen schief und halb, traten ineinander und wurden eins. Die Köpfe hatten keine Augen. Alle Kraft war aus dem Straßenbild gesogen. Männer auf Stelzen überschritten vorsichtig den Damm. Ein Sprengwagen wußte nicht, wie er sich verhalten sollte, und drehte sich mit seinem Pferd im Kreis herum. Die Luft war mit kleinen schwarzen Punkten besprenkelt. Einige Menschen verschwanden, ohne daß man sah, wohin. Andere setzten sich plötzlich wie Vögel von irgendwoher nieder. Die elektrischen Bahnen liefen neben den Schienen. Die dicken Omnibusse hoben die Beine hoch und fuhren schräggestellt eilig auf einer Seite. Die breiten Hüte der Kutscher rutschten ganz über die Gesichter. Das Licht spiegelte sich in den Schaufenstern und blanken Türen. Trotzdem lag alles im Schatten. Viele Menschen und Pferde lächelten irre. Dem Felician zog man den Granit unter den Füßen fort. Er warf sich auf die Erde, um ihn festzuhalten. Es nützte nichts. Der Boden lief. Von irgendwoher wurde er gedreht. Felician kam mit ins Kreisen und drohte, auf den Hinterkopf zu fallen. Mühsam klammerte er sich an einen Laternenpfahl.

Die Massen / Von Bernhard Kellermann

Demonstration

Edison-Bio verdiente in diesen Wochen nach dem furchtbaren Transatlantic-Tunnelunglück ein Vermögen. Sie zeigte sogar die Katastrophe im Tunnel selbst (!), das Laufen ums Leben in den Stollen. Sie brachte die Versammlungen. Mac spricht. Alles.

Auch den Zeitungen fielen unschätzbare Summen in den Schoß, und die Verleger blähten die Bäuche. Katastrophe, Bergungsarbeiten, Riesenmeetings, Streik — — das waren die Kanonenschüsse, die das nach Schrecken und Sensationen lüsterne Riesenheer der Zeitungsleser, das den Globus bevölkerte, aufschreckte. Man riß sich um die Blätter.

Die Arbeiterpresse der fünf Kontinente zeichnete Mac Allan, den Leiter des Tunnelbaus, als das blut- und schmutzbesudelte Gespenst der Zeit mit Menschenköpfen im Maul und gepanzerten Geldschränken in den Händen. Er wurde täglich von den Rotationspressen aller Länder zerfleischt. Sie brandmarkten das Tunnelsyndikat als die schamloseste Sklaverei aller Zeiten, als die unerhörteste Tyrannei des Kapitalismus.

Die entlassenen Arbeiter nahmen eine drohende Haltung an. Aber Allan hielt sie in Schach. An allen Baracken, Straßenecken und Kabelmasten erschien eine Proklamation, die folgenden Wortlaut hatte: „Tunnelmen! Das Syndikat wird sich keine Schraube nehmen lassen, ohne sie zu verteidigen. Wir erklären, daß in allen Syndikatgebäuden Maschinengewehre aufgestellt sind! Wir erklären ferner, daß wir nicht spaßen!"

[illegible]

[illegible] Tunnelmen [illegible] eine [illegible] von Menschen, [illegible] Tunnel [illegible] Lieder und Gesängen.

Gleich nach dem [illegible] aus dem Tunnel [illegible] sich das [illegible] zur [illegible] und [illegible] Carlisle [illegible] an. [illegible] eine Musikkapelle, die einen [illegible] Lärm machte. Dann kamen Bannerträger mit einer Flagge, die in [illegible] die Aufschrift trug: „Tunnelmen". Hierauf folgten [illegible] Banner der Internationalen Arbeiterliga, [illegible] über den Köpfen Hunderte von Flaggen aller Nationen der Welt: voran das Sternenbanner der Vereinigten Staaten,

der Union Jack, dann die Flaggen Kanadas, Mexikos, Argentiniens, Brasiliens, Chiles, Uruguays, Venezuelas, Haitis, Frankreichs, Deutschlands, Dänemarks, Schwedens, Norwegens, Rußlands, Spaniens, Portugals, der Türkei, Persiens, Hollands, Chinas, Japans, Australiens, Neuseelands.

Hinter dem bunten Wald von Flaggen trotteten Horden von Negern. Diese Neger hatten sich teilweise in eine Wut hineingeschauspielert und rollten die Augen und schrien sinnlos, teilweise aber waren sie gute schwarze Burschen geblieben, die ihre weißen Zähne zeigten und den „Ladies", die sich sehen ließen, nicht mißzuverstehende Liebesanträge machten. In ihrer Mitte wanderte ein Plakat mit Riesenlettern: „Hell-men!" Dann kam eine Gruppe, die einen Galgen schleppte. An dem Galgen baumelte eine Puppe: Allan!

Er war gekennzeichnet durch eine feuerrote Perücke auf dem runden Kopf, der aus einem alten Sack gemacht war, durch weiße Zähne, die mit Farbe aufgemalt waren. Ferner hatte man aus einer alten Pferdedecke einen weiten Mantel zusammengeschneidert, der Macs bekanntem rehfarbenen Ulster ähnlich sah.

Ein Riesenplakat wanderte vor dem gehenkten Allan her, worauf stand:

„Mac Allan, Mörder von 5000."

Über der Flut von Köpfen, Kappen, Mützen und verbeulten steifen Hüten, die durch Christopher- und Washingtonstreet dem Broadway zutrieb, schwankte eine ganze Reihe derartiger Vogelscheuchen.

Hinter Allan baumelte Lloyd, das Haupt des Tunnelsyndikates, am Strick.

Der Kopf der Puppe war nußbraun angestrichen, Augen und Gebiß schreckenerregend aufgemalt. Das Plakat, das diesem indianischen Totem voranwandelte, lautete:

„Lloyd, Milliardendieb."

„Frißt Menschenfleisch."

Dann kam Baumeister Hobby mit blonder Strohperücke, so jämmerlich dünn, daß er wie eine Flagge hin- und herwehte. Sein Plakat lautete:

„Hobby."

„Dem Teufel knapp entronnen, gehenkt."

Es folgte S. Woolf, der Finanzmann! Er trug einen roten Fes auf dem Kopfe, hatte wulstige, rote Lippen und feurige, schwarze Augen. Um seinen Hals hing eine Anzahl von Kinderpuppen an Bindfäden.

„S. Woolf mit Harem!"

„Jude und Champion der Schwindler!"

Dann kamen bekannte Finanzgrößen und die Oberingenieure der verschiedenen Stationen. Unter ihnen erregte besonders der fette Müller von Azora großes Aufsehen. Er war rund wie ein Ballon. Als Kopf trug er nur einen alten steifen Hut.

„Ein fetter Bissen für die Hölle!"

Zwischen den trottenden Menschenhaufen marschierten Dutzende von Musikbanden, die alle gleichzeitig spielten und die Schlucht des Broadways mit einem Geplärr und Klirren anfüllten, als zerschellten gleichzeitig Tausende von Fensterscheiben auf dem Asphalt. Die Arbeiterhorden johlten, pfiffen, lachten, alle Mäuler waren verzerrt von der Anstrengung, Lärm zu machen. Einzelne Bataillone sangen die Internationale, andere die Marseillaise, andere sangen wirr durcheinander, was sie wollten. Den Unterton des ungeheuren Lärms aber bildete das Traben und Stampfen der Schritte, ein dumpfer Takt der schweren Stiefel, der stundenlang das gleiche Wort wiederholte: Tunnel — — Tunnel — — Tunnel ...

Der Tunnel selbst schien nach Neuyork gekommen zu sein, um zu demonstrieren.

Eine Gruppe in der Mitte der Prozession erregte großes Aufsehen. Ihr voran wanderten Flaggen aller Nationen und ein Riesenplakat: „Macs Krüppel."

Die Gruppe bestand aus einer Schar von Männern, denen eine Hand oder ein Arm fehlte, oder ein Bein; Stelzfüße und selbst solche, die sich an zwei Krücken vorwärtsschwangen wie Glocken. Hinter ihnen trotteten Männer mit gelben kranken Gesichtern. Das waren die, die an der „Beuge" litten.

Die Tunnelmänner marschierten in Reihen von zehn zu zehn, und die Prozession war über fünf Kilometer lang. Ihr Schwanz schlüpfte gerade aus dem Hudsonrivertunnel, als der Kopf Wallstreet erreichte. In vollkommener Ordnung wälzte sich das Heer der Tunnelmänner durch den Broadway und die Straßen, die es passierte, diese von den Reifen der Autos blankgeschliffenen Straßen, waren noch am nächsten Tage getüpfelt mit den Abdrücken von Schuhnägeln. Der Verkehr war unterbunden. Endlose Züge von Trams, Wagen, Automobilen warteten auf das Ende des Zuges. Alle Fenster und Auslagen waren von Neugierigen besetzt. Jeder wollte die Tunnelmen gesehen haben, die mit ihren gelben Grubengesichtern, ausgearbeiteten Händen und gekrümmten Rücken in den schweren Stiefeln dahintrotteten. Sie brachten aus dem Tunnel eine Atmosphäre von Grauen mit, sie alle waren ja da drinnen in den dunklen Stollen gewesen, wo der Tod ihre Gefährten niedergemacht hätte. Ein Rasseln von Ketten stieg aus ihren Reihen empor, ein Geruch von Sträflingen und Entrechteten.

Die Photographen visierten und knipsten, die Kinematographen drehten die Kurbel. Aus den Läden der Barbiere stürzten eingeseifte Kunden, die Serviette am Kinn, aus den Schuhläden

[illegible] Kindermagazin [illegible]
[illegible] in Limerick. [illegible]
[illegible] Kommandanten der [illegible]
[illegible] Ausrüstung und [illegible]
[illegible] gebeugt [illegible]
[illegible]
[illegible] Über die [illegible]
[illegible] muß [illegible]
[illegible] nicht hören konnte.

[illegible] in dem [illegible]
[illegible] anderen Gefange[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] zusammen[illegible]
[illegible]

[illegible]

„Öffne nur das Fenster nicht, Kind!“ sagte Lloyd gleichmütig.

Aber bei „Macs Krüppeln“ zog Ethel die Brauen in die Höhe.

„Vater!“ sagte sie in verändertem Tone. „Siehst du sie?“

„Ich sehe sie, Kind!“

(Am nächsten Tage ließ Ethel zehntausend Dollar unter „Macs Krüppel“ verteilen.)

Ihre Freude war wie weggeblasen. Eine unerklärliche Bitterkeit gegen das Leben stieg plötzlich in ihrem Herzen empor. Sie öffnete die Klappe zum Chauffeur und herrschte ihn an:

„Go on!“

„Ich kann nicht!“ antwortete der Chauffeur.

Aber Ethel fand ihre gute Laune bald zurück.

Über ein Bataillon von Japanern, die mit hastigen Schritten wie gelbe Affen dahertrippelten, mußte sie schon wieder lächeln.

„Vater, siehst du die Japs?“

„Ich sehe, Ethel“, antwortete Lloyd stereotyp.

Lloyd wußte genau, daß sie in unmittelbarer Lebensgefahr schwebten, aber er verriet sich mit keinem Wort. Er befürchtete nicht, totgeschlagen zu werden, nein, aber er wußte, daß, sobald eine Stimme rufen sollte: „Das ist Lloyds Wagen“, folgendes eintreten mußte: die Neugierigen würden seinen Wagen umdrängen und zerdrücken. Man würde sie (ganz ohne Arg!) herausholen und sie würden totgedrückt werden. Im besten Falle hatten Ethel und er das Vergnügen, auf zwei Paar Negerschultern die Prozession durch Neuyork mitzumachen — — und das war keineswegs nach seinem Geschmack.

Er bewunderte Ethel, die er stets bewunderte. Sie dachte gar nicht an Gefahr, sie war in dieser Beziehung wie ihre Mutter.

Er erinnerte sich an eine kleine Szene, die sich in Australien zutrug, damals, als sie noch kleine Leute waren. Eine wütende Dogge stürzte sich auf Ethels Mutter. Was aber tat sie? Sie

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] das Eisenbahngebäude erreichte, [illegible] Tür des Gebäudes ge-[illegible] und [illegible] mit eisernen [illegible]. Kein einziges Gesicht zeigte sich an den [illegible]. Auf der [illegible], vor der [illegible], stand ein einziger Schutzmann. Ein riesiger [illegible] in grauer Tuchuniform, das Sturmband des grauen Tuchhelmes unter dem riesigen Doppelkinn. Er hatte ein vollmondrundes Gesicht mit rötlich [illegible] Bartstoppeln, betrachtete mit blauen, lustigen Augen das heranflutende Arbeiterheer und hob beschwichtigend und gemütlich lächelnd die Hand empor, — eine riesige Hand in einem weißen Wollhandschuh, einer Schaufel voll Schnee ähnlich — — und wiederholte mit einem fetten,

rasselnden Lachen immerfort: „Keep your shirt on, boys! Keep your shirt on, boys!“

Wie zufällig rasselten in langsamem Tempo drei blanke Dampfspritzen (mit dem Zeichen „Heimkehrend“) durch Pinestreet, und da sie sich aufgehalten sahen, stoppten sie ab und warteten geduldig, während dünner weißer Rauch aus ihren blitzenden Messingkaminen in die klare Luft emporstieg, und die Hitze über ihren Stahlleibern zitterte.

Es darf allerdings nicht verschwiegen werden, daß der gutmütig lächelnde Irländer mit den großen weißen Händen, der nicht die kleinste Waffe trug, nicht einmal einen Knüttel, eine Pfeife in der Tasche hatte. Sollte er gezwungen sein, diese Pfeife trillern zu lassen, so würden innerhalb einer Minute diese drei blanken, unschuldig und höflich wartenden Dampfspritzen, die sich vor verhaltener Kraft leise auf den Federn wiegten, 9000 Liter Wasser in der Minute in die Menge abschießen; ferner würde sich jene vier Meter breite Rolle, die an den Fenstersimsen des ersten Stockwerkes hing, und die niemand beachtete, aufrollen und in großen Lettern in die Straße hinausschreien: „Achtung! Zweihundert Konstabler im Innern des Buildings. Achtung!“

Der riesige rosige Irländer hatte aber keinen Grund, nach der Pfeife zu greifen.

Zunächst brandete ein ungeheures Geschrei an den vierhundert Fenstern des Syndikatbuildings empor, ein wetternder Lärm, in dem der wahnsinnige Radau der Musik glatt versank. Darauf wurde Mac gehenkt! Er wurde unter tobendem Lärm einige Male am Galgen auf- und abgezogen. Dabei riß der Strick und Mac stürzte mit einer hilflosen Gebärde über die Köpfe. Der Strick wurde wieder gebunden und die Exekution unter gellenden Pfiffen wiederholt. Dann hielt ein Mann, auf zwei Schultern stehend, eine kurze Ansprache. Keines seiner Worte, auch nicht

keinen Ausweg mehr vor Bankerott, Schande und Zuchthaus sah, und eine halbe Stunde später war ganz Neuyork schon erfüllt von erregtem Geschrei.

„Extra! Extra! Here are you! Hya! Hya! All about suicide of Banker Woolf! All about Woolf!"

Die Zeitungsverkäufer rasten wie wilde Pferde dahin, und die Straßen, die Woolf heute durchwandert hatte, hallten wider von seinem Namen.

„Woolf! Woolf! Woolf!"

„Woolf in drei Teile geschnitten!"

„Der Tunnel verschlingt Woolf!"

„Woolf! Woolf! Woolf!" Jedermann hatte hundertmal seinen 50-PS-Wagen den Broadway entlang rollen sehen, mit dem silbernen Drachen, der wie ein Ozeandampfer brummte. Jedermann kannte seinen zottigen Büffelschädel. S. Woolf war ein Teil von Neuyork, und nun war er tot! S. Woolf, der das größte Vermögen verwaltete, das je ein Mensch unter sich hatte! Die dem Syndikat günstig gestimmten Blätter schrieben: „Unglücksfall oder Selbstmord?" Die feindlichen: „Erst Rasmussen! — Jetzt Woolf!"

„Woolf! Woolf! Woolf!" Die Zeitungsboys bellten den Namen hinaus und stießen Rauchwolken in die neblige Straße. Es hörte sich an wie das heisere Heulen von Wölfen, die ihre Beute zerfleischen.

Allan erfuhr Woolfs schrecklichen Tod fünf Minuten nach dem Vorfall. Ein Detektiv sprach ihn durchs Telephon.

Verstört, unfähig zu arbeiten, ging er in seinem Arbeitsraum hin und her. Die Straßen waren angefüllt mit Nebel, und nur die Wolkenkratzer ragten über das Nebelmeer hinaus, von der sinkenden Sonne düster beleuchtet. Neuyork tobte und heulte in der Tiefe: Der Skandal war im Gang! Erst nach ge-

raumer Zeit war es ihm möglich, mit dem Chef des Pressebureaus und dem interimistischen Leiter des finanziellen Ressorts beraten zu können. Die ganze Nacht hindurch verfolgte ihn der letzte Eindruck Woolfs, wie er leichenfarben, nach Atem ringend, im Sessel lag ...

„Es ist der Tunnel!“ sagte Allan zu sich. Er fühlte sich von Drohung und Unglück umringt und fröstelte. Er sah eine hoffnungslose Zeit kommen. „Nun wird es Jahre dauern — — !“ dachte er und wanderte schlaflos auf und ab.

Der Tod Woolfs hielt Tausende in dieser Nacht wach. Als Rasmussen sich erschoß, war man nervös geworden, Woolfs Tod aber erschreckte die ganze Welt. Das Syndikat wankte! Alle großen Banken der Welt waren mit Milliarden am Tunnel beteiligt, die Industrie mit Milliarden, das Volk, bis herab zu den Zeitungsverkäufern, mit Milliarden. Die Erregung fieberte von San Franzisko bis Petersburg, von Sydney bis Kapstadt. Die Presse aller Kontinente schürte die Besorgnis. Die Papiere des Syndikats fielen nicht, sie stürzten! Woolfs Tod war der Beginn des „großen Erdbebens“.

Die einberufene Versammlung der Großaktionäre des Syndikates dauerte zwölf Stunden und glich einer erbitterten höllischen Schlacht, in der sich früher besonnene Menschen zerfleischten. Das Syndikat hatte am 2. Januar Hunderte von Millionen Zinsen und Teilzahlungen zu entrichten, Riesensummen, für die keine genügende Deckung vorhanden war.

Die Versammlung eröffnete ein Kommuniqué, worin sie erklärte, daß die finanzielle Situation momentan wenig günstig sei, die Hoffnung einer Sanierung aber nicht von der Hand gewiesen werden könne. Dieses Kommuniqué enthielt in notdürftig verschleierter Form die ganze fatale Wahrheit.

Am nächsten Tage konnte man Zehndollarshares für einen

[illegible] Ein
[illegible] Den Tag verging
[illegible] wurde
[illegible] Zimmern [illegible]

way. Der Finanzkörper von fünf Erdteilen hatte eine klaffende Wunde erhalten und drohte sich zu verbluten. Handel, Verkehr, Industrie, die große Maschine der modernen Welt, die mit Milliarden geheizt wird und Milliarden ausspeit, schwang nur noch langsam und mühselig, so daß es den Anschein hatte, als werde sie plötzlich, jede Stunde, ganz stehen bleiben.

Die Tunnelterraingesellschaft, die sich mit dem Kauf und Verkauf von Baugeländen der Tunnelstationen befaßte, krachte über Nacht zusammen und erschlug Ungezählte.

Die Zeitungen waren in diesen Tagen Schlachtberichte.

„Der Tunnel verschlingt mehr und mehr!"

„Mr. Harry Stillwell, Bankier, Chicago, erschießt sich. — Broker Williamson, 26. Straße, ruiniert, vergiftet sich und seine Familie. — Fabrikant Klepstedt, Hoboken, wirft sich unter die Subway." — Die Nachricht, daß sich der alte Jakob Wolfsohn, der Vater Woolfs, in Szentes erhängte, verhallte vollkommen unbeachtet.

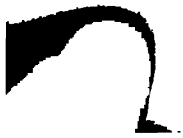
Es war die Panik. Sie sprang über nach Frankreich, England, Deutschland, Österreich und Rußland. Deutschland wurde zuerst von ihr ergriffen und war innerhalb einer Woche, wie die Vereinigten Staaten, in Unruhe, Angst und Schrecken getaucht.

Die Industrie, die sich kaum von den Folgen der Oktoberkatastrophe erholt hatte, geriet auf Grund. Ihre Papiere, vom Tunnel zu unerhörter Blüte getrieben — Eisen, Stahl, Zement, Kupfer, Kabel, Maschinen, Kohle — wurden von den stürzenden Tunnelaktien mit in die Tiefe gerissen. Die Kohlenkönige und Hüttenbarone hatten am Tunnel enorme Vermögen verdient, nun aber wollten sie keinen Heller riskieren. Sie setzten die Löhne herab, führten Feierschichten ein und warfen Tausende von Arbeitern auf die Straße. Die Beschäftigten erklärten sich mit den Kameraden solidarisch. Sie traten in Ausstand, ge-

können, diesmal bis zum letzten Atemzuge zu kämpfen und sie nicht wieder durch Versprechungen verlocken zu lassen, sie zu Kleinmütigen machen, sobald die Sonne wieder schien. Waren die Zeiten gut, so waren sie gut genug, die Millionen verdienen zu helfen, waren die Zeiten schlecht, so warf man sie hinaus. Sollten die Zechen ersaufen und die Hochöfen verschlacken!

Der Streik begann wie jeder andere. Er entflammte in den Zechen von Lille, Clermond-Ferrand und St. Etienne, zog sich hinüber ins Mosel-, Saar- und Ruhrgebiet und nach Westfalen. Die englischen Bergarbeiter und Hüttenleute von Yorkshire, Northumberland, Durham und Südwales erklärten den Sympathiestreik. Kanada und die Staaten schlossen sich an. Der gespenstige Funke sprang über die Alpen nach Italien und über die Pyrenäen nach Spanien. Tausende der blutroten und leuchtendgelben Fabriken aller Länder standen still. Ganze Städte waren tot. Die Hochöfen wurden gelöscht, die Grubenpferde aus den Schächten gebracht. Die Dampfer lagen in ganzen [illegible], Schlot an Schlot, in den Friedhöfen der Häfen. Jeder Tag kostete Unsummen. Aber da die Panik auch den übrigen Industrien das Geld entzog, so schwoll das Millionenheer der Arbeitslosen von Tag zu Tag mehr an. Die Lage wurde kritisch. Eisenbahnen, elektrische Kraftzentralen, Gasanstalten waren ohne Kohle. In Amerika und Europa lief nicht ein Zehntel der Züge mehr und der atlantische Dampferverkehr war fast gänzlich unterbunden.

Es kam zu Ausschreitungen. In Westfalen prasselten die Maschinengewehre, und in London lieferten die Dockarbeiter der Polizei eine blutige Schlacht. Das war am 8. Dezember. Die Straßen bei den Westindiadocks waren an diesem Abend mit Toten, Arbeitern sowie Polizisten bedeckt. Am 10. Dezember erklärte die englische Arbeiterunion den Generalstreik. Die fran-



zösische, deutsche, russische und italienische folgten, und zuletzt schloß sich die amerikanische Union an.

Das war der moderne Krieg. Nicht kleine Vorpostengefechte, es war die Schlacht in vollem Umfange! In geschlossenen Fronten standen sich Arbeiter und Kapital gegenüber.

Schon nach wenigen Tagen zeigten sich die Schrecken dieses Kampfes. Die statistischen Ziffern der Verbrechen, der Kinder- und Säuglingssterblichkeit stiegen ins Grauenhafte. Die Nahrung für Millionen von Menschen verfaulte und verdarb in Eisenbahnwaggons und Schiffsbäuchen. Die Regierungen nahmen das Militär zu Hilfe. Aber die Truppen, aus Proletariern zusammengesetzt, leisteten passiven Widerstand. Sie arbeiteten und kamen nicht von der Stelle, und das war nicht die Zeit zu strengen Repressalien. Gegen Weihnachten waren die großen Städte Chicago, Neuyork, London, Paris, Berlin, Hamburg, Wien, Petersburg vollkommen ohne Licht und in Gefahr, ausgehungert zu werden. Die Menschen froren in den Wohnungen, und was schwach und elend war, ging zugrunde. Täglich gab es Feuersbrünste, Plünderungen, Sabotage, Diebstähle. Das Gespenst der Revolution drohte ...

Die internationale Arbeiterliga aber gab keinen Fußbreit nach und forderte Gesetze, die den Arbeiter vor der Willkür des Kapitals schützten.

Inmitten dieser Unruhen und Schrecken stand das Tunnelsyndikat immer noch aufrecht. Es war ein Wrack, durchlöchert, krachend in allen Fugen, aber es stand!

Das war Lloyds Werk. Lloyd hatte eine Versammlung der Großgläubiger einberufen und war persönlich erschienen, um zu sprechen, was er seit zwanzig Jahren wegen seines Leidens nicht mehr getan hatte. Das Syndikat durfte nicht fallen! Die Zeiten waren verzweifelt, und der Fall des Syndikates würde namen-

[illegible] Der Kummel sei zu [illegible] Würde man jetzt einen [illegible] entschlossen, um ihr [illegible] Jahr [illegible] Der [illegible] konnte kaum drei Wo-[illegible] am [illegible] am Ende [illegible] Die Großgrundbesitzer [illegible] und Eisenbahner [illegible] und Dünung [illegible] Damit [illegible]

[illegible] So gelang es [illegible]

[illegible] Die Zeitungen verkündeten am anderen Tag, [illegible] in die Wege [illegible] am 1. Januar nur unter ihren Verpflichtungen gegen Arbeiter und Eisenbahner nachkommen würde.

Der berühmte 1. Januar kam heran.

I.

Am 1. Januar [illegible] alle Theater, Konzerthallen, Restaurants in New-York [illegible] zu sein.

Dieser erste Januar aber war tot. Nur in einigen großen Hotels [illegible] Leben wie gewöhnlich. Die Trambahnen verkehrten nicht. Die Hochbahnen und die Subway ließen nur vereinzelte Züge laufen, die von Ingenieuren geführt wurden. Im Hafen lagen die verödeten Ozeanriesen mit gelöschten Feuern an den Docks, eingepackt in Nebel und Eis. Die Straßen waren [illegible] dunkel, nur jede dritte Lampe brannte, und die Reklame-

tableaus, die sonst mit der Regelmäßigkeit von Leuchtfeuern aufblitzten, waren erloschen.

Schon um Mitternacht stand eine dichtgedrängte Menschenkette vor dem Syndikatgebäude, bereit, die Nacht zu durchwachen. Sie alle wollten ihre 5, 10, 20, 100 Dollar in Zinsen retten. Es ging das Gerücht, daß das Syndikat am 5. Januar die Pforten schließen werde, und niemand war geneigt, sein Geld zu riskieren. Immer mehr kamen.

Die Nacht war sehr kalt, 12 Grad Celsius unter Null. Ein feiner Schnee siebte wie weißer Sand aus dem tiefschwarzen Himmel herab, der die oberen Stockwerke der schweigenden Turmhäuser verschlang. Frierend und zähneklappernd schoben sich die Wartenden zusammen, um sich zu wärmen und erregten einander durch Befürchtungen, Vermutungen und Gespräche über das Syndikat, Aktien und Shares. Sie standen so eng, daß sie recht gut im Stehen hätten schlafen können, aber niemand machte ein Auge zu. Die Angst hielt sie wach. Die Türen des Syndikates könnten am Ende doch geschlossen bleiben! Dann waren ihre Shares plötzlich vollkommen wertlos! Mit blaugefrorenen fahlen Gesichtern, die Augen voll von Angst und Besorgnis, harrten sie auf ihr Schicksal.

Das Geld! Das Geld! Das Geld!

Die Arbeit ihres Lebens, Schweiß, Mühe, Demütigungen, schlaflose Nächte, graue Haare, eine vernichtete Seele! Noch mehr: ihr Alter, ein paar Jahre Ruhe bis zum Tod! Wenn sie verloren, so war alles vorbei, zwanzig Jahre ihres Lebens fortgeworfen, Nacht, Elend, Schmutz und Armut . . .

Die Angst und Erregung wuchs von Minute zu Minute. Wenn sie ihre Ersparnisse einbüßten, so wollten sie Mac Allan, diesen Champion aller Schwindler, lynchen.

Gegen den Morgen kamen immer größere Scharen. Die

[illegible]

[illegible]

[illegible] zum Ausgang hinausgepreßt.

Etwas nach 11 Uhr aber gab es eine Stockung. Die Schalter schlossen gleichzeitig, da immer das Wechselgeld ausgegangen war. Das Publikum wurde unruhig, und die Beamten der übrigen Schalter wurden von zehn und zwanzig Ungeduldigen gleichzeitig bestürmt. Es hieß, der [illegible] verkündet, daß die Schalter auf fünf Minuten geschlossen würden. Die Herrschaften möchten Kleingeld bereit halten, da sich die Auszahlung sonst zu sehr verzögerte. Die Schalter öffneten.

Die Situation der Wartenden im Schalterraum war keineswegs angenehm. Denn die Menge, von den Zeitungen auf 30 000 geschätzt, drängte von draußen gleichmäßig nach. Wie ein Baumstamm vom Mechanismus eines Sägewerkes in die Säge geschoben wird, so gleichmäßig wurde die Menschenkette in das Syndikatbuilding hineingepreßt und — — in Teile aufgelöst — — durch den Ausgang nach Wallstreet gepreßt. Ein Mann setzt den Fuß auf die erste Granitstufe. Nach einer

Minute hebt ihn die nachdrängende Menge in die Höhe, er steht mit beiden Füßen auf der ersten Granitstufe. Nach zehn Minuten ist er oben und wird langsam durchs Vestibül gemahlen. Nach weiteren zehn Minuten wird er in den Schalterraum gedrückt. Er ist eine mechanische Figur ohne Eigenbewegung geworden, und Tausende vor ihm und hinter ihm absolvieren genau die gleichen Bewegungen in genau derselben Zeit.

Infolge der Stockung aber war der riesige Schaltersaal in wenigen Minuten gedrückt voll. Die Leute im Vestibül wurden zum Teil die Treppe zu den oberen Stockwerken hinaufgeschoben.

Die Wartenden an den Schaltern aber konnten die Position nicht länger halten und hatten die hübsche Aussicht, nach zehnstündigem Warten an den Schaltern vorbeigepreßt und gegen den Ausgang gedrückt zu werden. Dann konnten sie sich wieder hinten anreihen.

Sie alle hatten die Nacht schlaflos verbracht, gefroren wie die Hunde, nicht gefrühstückt, sie versäumten Zeit, hatten Unannehmlichkeiten in ihren Bureaus und Geschäften zu erwarten — ihre Laune war die denkbar schlechteste. Sie schrien und pfiffen, und der Lärm setzte sich durchs Vestibül auf die Straße hinaus fort.

Eine ungeheure Erregung ging durch die Menge.

„Die Schalter werden geschlossen!"

„Das Geld ist ihnen ausgegangen!"

Und das Drängen wurde ungeduldiger und gewaltsamer. Kleider wurden abgerissen, und Menschen, die keine Luft bekamen, schrien und fluchten, manche aber, die getragen wurden und bis zur Brust über die Köpfe hinausragten, heulten laute Verwünschungen.

An den Schaltern stauten sich die Massen zum Ersticken. Schreien, Flüche wurden laut. Ein Chauffeur schlug mit der

zusehen wollten, was jetzt geschehen würde. Endlich aber, aufgepeitscht durch Blackstones Schreie, — wandten sie sich um und stießen hundertfältig Blackstones Warnungssignal aus: „Zurück, das Building brennt!“ Die Menge wurde in die Nebenstraßen gepreßt, sie flutete ab.

Über die breiten Granittreppen des Gebäudes stürzte ein wilder Wasserfall von Köpfen, Armen und Beinen und Strudeln von Menschen, die auf die Straße rollten, sich aufrafften und entsetzt flohen. Sie alle hatten sie gesehen, während sie die Treppen hinabhagelten — da drinnen — die schrecklichen: die brennenden Lifts! Lifts, drei, vier, angefüllt mit brennenden Papierbündeln, die in die Höhe schossen, und aus denen das Feuer herabtropfte.

Blackstone wurde plötzlich wieder im Rauch sichtbar. Er wurde rasch größer, und auf einmal kam er näher: Er war gesprungen! Blackstone stürzte in eine Gruppe Fliehender, und es ist sonderbar, daß niemand verletzt wurde. Die Fliehenden spritzten auseinander wie Schmutz, in den ein Steinblock fällt. Sie erhoben sich alle blitzschnell wieder, und nur Blackstone blieb liegen. Man trug ihn fort, aber er erholte sich rasch, er hatte sich nur einen Fuß ausgerenkt.

Von Blackstones erstem Ruf bis zu seinem Sprung waren keine fünf Minuten vergangen. Zehn Minuten später wimmelten Pinestreet, Wallstreet, Thomasstreet, Cedar-, Nassaustreet und Broadway von Löschzügen, qualmenden Dampfspritzen und Ambulanzen. Alle Depots Neuyorks spien Löschzüge aus.

Kelly, der Kommandeur der Wehr, erkannte augenblicklich die große Gefahr, in der das Geschäftsviertel schwebte. Er rief sogar „Bezirk 66“ zu Hilfe, das heißt Brooklyn, was seit dem großen Brande des Equitablebuildings nicht mehr geschehen war. Die Nordpassage der Brooklynbrücke wurde gesperrt, und acht Dampfspritzen mit den zugehörigen Zügen flogen über

die gespenstisch im Winterdunst hängende Brooklynbridge nach Manhattan. Das Tunnelgebäude qualmte aus allen Fugen wie ein 32stöckiger Riesenofen. Es war umtobt von Schlachtsignalen, warnenden, schauerlichen Hornrufen, gellenden Glockenschreien, trillernden Pfiffen.

Das Feuer war im dritten Stock und in den Lifts gelegt worden, die man in die Höhe sausen ließ. Niemand konnte später sagen, wer diese Teufelei verübt hatte.

Die brennenden Lifts stürzten ab wie Bergsteiger, denen an einer steilen Wand die Kräfte ausgehen, einer nach dem anderen. Aus dem Souterrain prasselte nach jedem Sturz eine Wolke glühenden Staubs empor. Im Vestibül, im Lichtschacht dröhnten Kanonenschüsse und knatterte Schnellfeuer: die Hitze zog unter Krachen die Dielen der Schachtverschalung aus den Schrauben. Der Liftschacht wurde zu einer heulenden Säule von glühender Luft, die die brennenden Briefballen mit nach oben riß. Sie durchschlug den Lichtdom, und eine Fontäne von Funken stieß aus dem Dach empor. Das Building verwandelte sich in einen Vulkan, der brennende Papierfetzen und glühende Briefballen ausspie, die wie Raketen in die Luft stiegen und wie Geschoße über Manhattan dahinsurrten.

Um den glühenden Krater aber kreiste in tollkühner Nähe eine Flugmaschine, wie ein Raubvogel, dessen Horst verbrannte: Photographen der Edison-Bio, die das schneebedeckte Hochgebirge von Wolkenkratzern mit dem aktiven Vulkan in der Mitte aus der Vogelperspektive kinematographisch aufnahmen.

Von dem Lichtschacht aus kroch das Feuer durch die Türen in die einzelnen Stockwerke.

Die Fensterscheiben flogen mit einem hellen Knall heraus und zerschellten an den gegenüberliegenden Gebäuden. Die eisernen Fensterstöcke wurden von der Hitze gebogen, herausgeschleudert,

und wirbelten mit dem hohlen, surrenden Geräusch von Aeroplanpropellern durch die Luft. Das Zink, mit dem Fensterbleche und Dachrinnen gelötet waren, schmolz und prasselte als glühender Regen herab. (Für diese Zinkklumpen zahlte man später hohe Preise!)

Kelly schlug eine heroische Schlacht. Er legte fünfundzwanzig Kilometer Schlauchleitungen, aus hundertzwanzig Rohren schoß er Hunderttausende von Gallonen Wasser in das brennende Gebäude. Im ganzen verschlang dieser Brand fünfundzwanzig Millionen Gallonen Wasser, und er kostete der Stadt Neuyork hundertdreißigtausend Dollar — dreißigtausend mehr als der große Brand des Equitablebuildings 1911.

Kelly kämpfte mit dem Feuer und der Kälte zu gleicher Zeit. Die Hydranten froren ein, die Schläuche barsten. Fußdick lag die Eiskruste auf der Straße. Das Eis schlug einen dicken Mantel um das brennende Gebäude. Pinestreet war fußhoch mit Eiskörnern bedeckt, denn der Wind verwehte das Wasser und verwandelte es in Eislapilli, die auf die Straße herabregneten.

Kelly hatte mit seinen Bataillonen den Feind umzingelt und schlug acht Stunden lang alle Ausfälle zurück. Auf den Dächern ringsum fochten Kellys Bataillone, halb erstickt vom Rauch, mit Eisklumpen bedeckt, in einer Kälte von zehn Grad Celsius. Zwischen ihnen schossen Journalisten hin und her, und die Kinematographen drehten mit erstarrten Händen die Kurbel. Auch sie arbeiteten bis zur Erschöpfung.

Das Gebäude war aus Beton und Eisen und konnte nicht abbrennen, obwohl es glühte, daß Legionen von Fensterscheiben in der Nachbarschaft platzten. Aber es brannte vollkommen aus.

Der Streik ohne Hunger / Von Alfred Bratt

Als der Streik immer allgemeiner, der Widerstand des Kapitals aber immer hartnäckiger wurde, fand bei einem Ballfest des Präsidenten folgendes Gespräch zwischen Alfred Bell, dem Erfinder des Nährpräparates, dem „Löser des sozialen Problems“ und C. W. Graham, dem Haupt der Trusts, statt:

„Herr Bell,“ sagte Herr Graham, und die Ahnung eines leisen Lächelns schien die scharfen Falten um seinen Mund gleichsam zu beleuchten, „ich fürchte, man unterschätzt Sie und mich.“

Bell richtete sich auf.

„Ich habe dieses Zusammentreffen nicht gesucht!“ sagte er mit lauter, fester Stimme.

Graham war sehr ernst geworden. „Ich weiß es,“ erwiderte er, „Sie werden durchhalten . . bis zuletzt.“

„Das werde ich, Herr Graham. Ich stehe für eine gerechte Sache!“

Ein jäher Glanz kam in Grahams Augen.

„Was ist gerecht? . .“ fragte er.

„Der Streik! Der Kampf gegen das Trustwesen! Das Präparat!“ Schnell und scharf hatte Bell die Sätze hervorgestoßen. Es klang doppelt in der Leere des Wintergartens.

Graham stand dicht vor Bell. Er sprach halblaut, aber mit fast visionärer Eindringlichkeit:

„Gerecht ist — — was man erwirbt, erkämpft. Sie aber wollen schenken, Bell! Das ist der Fehler in Ihrer Rechnung. Blicken Sie zurück bis zum Anfang aller Dinge — — Sie sehen, daß alles Kampf war, ist und sein muß! Sie aber rühren an das, was die Grundlage alles Kämpfens, alles Fortschrittes ist.

Sie wollen den Hunger töten. Den heiligen Hunger, dem wir alle Entwicklung verdanken. Ach ja, das Kapital wäre unmöglich ohne die Arbeiter — — gewiß! Aber ist nicht auch das umgekehrte der Fall? Gäbe es eine Sozialdemokratie, wenn es keinen Trust gäbe? Gesunder Kampf auf gesunder Grundlage... das ist das einzige Ideal. Auch ich glaube an die Masse — —: und auch ich handle danach!"

Während einer Sekunde hörte man nichts als Bells heftigen Atem. Dann rief Bell aus:

„Kampf! ... Ja, Ihr spracht stets von Kampf und Wettbewerb, weil Ihr des Sieges gewiß wart! Das war die Kraft des Kapitalismus! Gegen diese Kraft, deren Waffe der Hunger anderer ist, habe ich gerungen. Und gegen die werde ich ringen bis zum letzten Atemzug! ... Der Hunger heilig? Für das Kapital, jawohl! Er ist die ewige Quelle, aus der das Kapital seine beste Nahrung bezieht! Ich blicke zurück, Herr Graham, und ich sehe: Als die Welt geschaffen ward, hatte sie Nahrung für alle! Auch ohne Hunger wird es genug Kampf und Fortschritt geben! Das ist meine Meinung, für die ich stehe und falle!"

„Überzeugung gegen Überzeugung ..." murmelte Graham. „Eine Macht, die größer ist als wir beide, wird entscheiden."

Er brach ab. Wieder tönten losgelöste Takte der Ballmusik herüber. Aufrecht standen Graham und Bell sich gegenüber.

„Auf ehrlichen Streit, Alfred Bell!"

Während fernab in dem glitzernden Festsaal das Tanzstück mit einem lauten Akkord anschwoll und dann erstarb, wechselten C. W. Graham und Alfred Bell den ersten und letzten Händedruck am Vorabend der Schlacht.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Nordisch grauer Himmel. Hängende Nebel, in denen die Dächer verschwanden. Kurze, heftige Schneeschauer, sprunghaft

wie Überfälle. Vereinzelte Eissplitter auf den gläsern klirrenden Wellen des Hudson und East River. Frostnächte, trunken von Mondreflexen im Dunst der Küsten. Flimmernde Tage, halb scharf wie Kristall, halb Zwielicht, das alle Konturen zu zerstäuben schien.

Weiße Flußufer, weiße Schornsteine auf den Schiffen zwischen den Piers. Jähe Dissonanzen in der Straßensymphonie, gefolgt von verdoppelter Hast. Pferdestürze, Flüche von der Höhe ächzender Lastwagen. Trillernde Polizistenpfeifen.

Winter in Neuyork! Der Wind stob von Nordost, als der elfte Oktober sonnenlos anbrach.

Zehn Uhr vormittag. Extraausgabe der „Neuyork-Times“: „Die Unternehmungen der Meat-Company und des Kohlentrusts sind noch immer in vollem Umfange tätig. Vermittlung zwischen Trustleitern und Streikpartei auch jetzt noch möglich. Über C. W. Graham und Alfred Bell keine neuen Informationen. Wir erinnern an die Montag veröffentlichte Aufnahme unseres Spezialphotographen in Whitestone.“

Elf Uhr. Extraausgabe der „Sun“: „C. W. Graham in Neuyork eingetroffen. Astor Hotel. Alfred Bell hat seit drei Tagen das Nährmittellaboratorium auf der ‚Battery‘ nicht verlassen. Unlösbares Schweigen. Interviews nicht möglich. Geteilte Ansichten in Washington. Massenauszahlung der Angestellten in den Kohlenwerken und Fleischfaktoreien!!“

Zwölf Uhr dreißig: Extraausgaben aller Neuyorker Blätter: „Die Graham Meat-Company und der Kohlentrust schließen ihre sämtlichen Betriebe! Die Dampfer der Atlantic-, Cunard- und White-Star-Line laufen nicht mehr aus! Fünf Millionen Arbeitslose! Generalstreik auf beiden Seiten! . .“

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Das Fleisch.

Die Schiffe.

In den Bergwerken wurden die Karren leer ausgefahren, dann erstarb der letzte Laut. Die Stollen blieben einsam. Die Förderkörbe hingen unbenützt und regungslos an ihren staub- und rußbedeckten Seilen. Die Verwaltungsgebäude wurden gesperrt. Über die Bergwerksdörfer senkte sich das Schweigen. Kein Ton drang aus den Pumpstationen. Über und unter der Erde war alles Geräusch verstummt. Die Kohle schlief in den nachtdunklen Schächten.

In den Prärien des Westens, in Texas und Kanada, wurde das Vieh nicht mehr zum Transport zusammengetrieben. Die Viehwagen standen zu Tausenden aufgereiht in den Remisen. In den Schlachthäusern tickten die leerlaufenden Kontrolluhren. Die Kette — — die ewige Kette, die mit dem geschlagenen Ochsen rasselnd durch die Säle lief, die das geschlachtete Tier in einem unaufhaltsam rollenden Zuge vom Ort des Todesstoßes zwischen zupackenden Fäusten und blanken Messern, zwischen automatischem Griff und automatischem Stich durch die Reihen der Schlächtergesellen bis zur letzten, wohlverpackten, etikettierten Bestimmung führte — die Kette des Fleisches lief nicht mehr. Die Brücken über den Kraals bebten nicht mehr unter beladenen Fleischzügen. Der Schnee wurde hart zwischen den Gleisen.

Die Scheiben der Schiffahrtsbureaus waren hinter eisernen Rolladen verborgen. Durch die verlassenen Werften wehte die Zugluft. Die Kasten und Kollis auf den Kais versperrten die Zugänge. Die Dampfer lagen wie angeschwemmte Leichen nebeneinander. Ihre Schornsteine waren erkaltet, ohne Atem. Die Flaggen waren gekappt.

Keine Tonne Kohle wurde aus den Bergwerksrevieren gelassen.

Kein Pfund Fleisch gelangte über die Schwellen der Meat-Company. Keine einzige Büchse kam aus den Faktoreien. Die Gefrieranstalten waren außer Betrieb.

Kein Schiff verließ die Häfen der Vereinigten Staaten.

Die Bahnen kamen in Verlegenheit. Die Züge liefen in immer größeren Zwischenräumen. Die Frachtenbeförderung mußte auf die elektrischen Linien beschränkt werden.

Kohlenmangel in allen Fabriken. Der Detailhandel geriet ins Stocken. Die erhältlichen Kohlenmengen wurden immer kleiner, während die Preise stiegen.

Nicht besser ging es mit dem Fleisch. Konserven wurden Wertgegenstände. Der Kettenhandel trieb Blüten. Wucher nahm überhand. Bereits nach drei Wochen wurden in den kleineren Gasthäusern besondere Fleischtage eingeführt. Erst viermal wöchentlich, dann dreimal, dann zweimal. In den eleganten Lokalen bezahlte man Braten wie Kaviar.

Alle diese Wandlungen gingen mit beängstigender, kaum glaublicher Schnelligkeit vor sich. Der Grund hierfür lag in dem früheren Überfluß. Da man für die Ausfuhr produziert hatte, war die Zurückstellung von Vorräten für den eigenen Bedarf im Kleinhandel vernachlässigt worden. Erst während der „Frist“ hatte man aufgekauft, aber dies genügte nur für kurze Zeit. Und da niemand wußte, wann ein Ende käme, hielten die Händler vielfach ihre Waren zurück, um noch höhere Summen zu erzielen.

Schließlich wurde auch Europa angesteckt. Kohlenmangel in Italien, in der Schweiz, in Dänemark, Schweden, Norwegen. Fleischmangel in England, Deutschland und Frankreich.

Die Zahl der Arbeitslosen schwoll von Tag zu Tag. Zur Untätigkeit verurteilt, bevölkerten sie die äußeren Viertel, brachten Unruhe in den Verkehr und verbreiteten ein Gefühl allgemeiner Unsicherheit.

Die Verluste der Geschäftswelt waren ungeheuer. Die drei großen Trustkonzerne aber, die zur Unterwerfung der Arbeitermillionen, zur Vernichtung des Bellschen Systems zu diesem beispiellosen Gewaltmittel geschritten waren, mußten jeden Tag mit dem Verlust eines Vermögens bezahlen. Es war klar, daß C. W. Graham das ganze finanzielle Risiko auf sich genommen hatte. Nur er war imstande, die Sperre aufrechtzuerhalten. So lange er fest bleibt, standen auch die anderen. Sein ganzes Vermögen mit Fonds und Reserven war auf diese eine Karte gesetzt.

Und auch sein Gegner hatte alles eingesetzt: Bell hielt mit fast übermenschlicher Kraft die „Public Feeding Association“ aufrecht. Kein Mann, der nicht pünktlich seine Ration erhielt!

Es war ein Duell, — das größte aller Zeiten. Ein Duell zwischen C. W. Graham und dem Volksernährungsamt.

Bell hatte die Verkehrsschwierigkeiten vorausgesehen. Nichts konnte ihn überraschen. Während der kritischen vierzehn Tage hatte die P. F. A. die Lager sämtlicher Filialen gefüllt. Das Präparat hielt die Legionen auf den Beinen.

— —

Schebekoff, der Aufrührer, lebte in einem Siegestaumel.

Doch je wilder er die Massen dirigierte, je tosender das Brausen ihn umgab, desto mehr stumpfte sein Gehör ab, und er vernahm nicht die feinen Unterstimmen, die verdeckten Melodien, über denen die großen Wellen zusammenschlugen.

Es waren die Stimmen der Frauen, die unter den Folgen des Streiks zu leiden begannen.

Gewiß — auch sie waren von dem Wirbel mit fortgerissen worden. Auch sie hatten die Arbeit fortgeworfen, geblendet von dem ungewohnten, betörenden Licht der Freiheit, des Streikes ohne Hunger.

Doch wenn der Fanatismus der Frauen auch ebenso hell entbrannt war wie die Leidenschaft der Männer, so verzehrte er sich doch viel schneller, ging in seinem eigenen Feuer auf. Die Frauen hatten nicht die Ausdauer und Widerstandskraft ihrer männlichen Kameraden, bald fühlten sie die Last auf ihren schwächeren, leichter verwundbaren Schultern, die Last, die schwerer wurde, je länger sie sie tragen mußten. Während sie früher die geringen Freuden und das viele Leid mit den Männern geteilt hatten, sahen sie sich jetzt allein in kahlen Stuben.

Sie hatten gehofft, womöglich schon am nächsten Morgen die Röte der Verheißung erblicken zu dürfen. Aber die Tage vergingen und schließlich wurden die Frauen sich immer mehr bewußt, daß dies ein Streik war wie alle anderen — nur noch gewalttätiger — und unabsehbar. Die Furcht, die aus der Zeit früherer Klassenkämpfe noch zusammengekauert in ihren Herzen schlief, erwachte in Stunden der Besinnung und legte sich mit kaltem Griff auf ihre Brust.

War es auch unbedingt wahr, was ihnen gepredigt wurde? Waren sie nicht jedesmal bitter enttäuscht worden, hatte man sie nicht stets in das alte Joch zurückgetrieben, das womöglich noch härter geworden war?

Das Präparat! — gewiß — man ging nicht zugrunde. Das Präparat bewahrte sie davor! Aber war das auch alles, was man zum Leben brauchte? Genügte es, um einen Kampf, in dem sie stets besiegt worden waren, auf die Dauer auszuhalten?

Konnte man mit dem Präparat Kleider kaufen, konnte man damit die Öfen heizen, Medikamente beschaffen?

Nein — das konnte man nicht. — Das Präparat war kein Allheilmittel! Das sahen sie bald ein, und diese Erkenntnis machte sie stutzig.

Die Männer aber, nicht wie einst durch die lähmende Nahrungs-

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Die Prozession der Frauen bot ein [illegible] Bild. Sie waren dürftig gekleidet, viele hatten nur Schals auf den Schultern, und ihre Hände waren blau und rissig. [illegible] Gesichter blickten aus [illegible] hervor. Es waren die Frauen und die Kinder, die [illegible] durch den grausamen Winter gezogen waren, mitten durch das [illegible]. Sie waren nicht laut und nicht [illegible], o nein — sie wagten es nicht, Lärm zu machen. Aber ihre Stimmen [illegible] zu den [illegible] und zum [illegible] empor. Und was sie nicht aussprachen, stand auf den [illegible] ungeschickt zusammengeschlagenen Plakaten, die über ihren Köpfen schwankten.

Es war ein Schrei .. ein einziger, kurzer Schrei, losgelöst aus der gequälten Not ihrer Seelen. Ein Schrei der primitivsten, ursprünglichsten Logik:

„Nieder mit der P. F. A.! ..." „Nieder mit der Volksernährung, die unsere Männer forttreibt, unsere Kinder dem Winter preisgibt, unsere Ruhe raubt! .."

Eine Sekunde lang schwebte die Wage des Schicksals haltlos in der Luft. Dann — beim Anblick der Männer, die auf dem Wege zum Abgrund waren, rangen die Stimmen der Frauen sich aus geschnürten Kehlen frei. Die Plakate bekamen tönende Sprache, sie kreischten es in die Stille:

„Nieder mit der P. F. A.! . .“

Und wie auf ein Kommando setzte der Zug der Frauen sich wieder in Bewegung.

Die Männer aber wichen zur Seite, — sie waren entwaffnet, ließen die Fäuste schlaff herabhängen und senkten die Köpfe. Ihre Kraft versiegte, trocknete ein und fiel ab. Sie hatten begriffen. Hier endete ihre Macht.

So schob sich der Zug wie ein Keil in den anderen und löste ihn auf. Immer tiefer drang dieser Keil, bis er mit der Spitze den Union Square erreichte, wo die letzten Scharen der Männer standen.

Auf der weiten Fläche des Union Square, wo keine Häuserzeilen die Richtung angaben, breitete sich der Strom zum See. Unsicher wogte er auf und nieder, bis — ja, bis endlich die Männer mit fortgerissen wurden. Und in allen Tonarten, vom Diskant bis zum Baß, erbrauste der Chor:

„Nieder mit der P. F. A.! . .“

Es war der Ruf nach Vergeltung. Die heiße, nicht mehr zu löschende Sehnsucht nach einem Ende!

Es dauerte eine Stunde, bis das Abenddunkel und die Ermattung den Auflauf zerrinnen ließen.

Wut, Ohnmacht und Leiden, die drei finsteren Begleiter auch des größten aller Streiks, hatten nun endlich eine gemeinsame Richtung gefunden.

Noch drängten sich die Massen — der Not gehorchend — vor

den Präparatausgabestellen der P. F. A. Sie hatten nicht die Kraft, selbst den Hungerstreik zu proklamieren.

Aber die Frauen demonstrierten vor den Filialen. Und die Männer sekundierten ihnen.

Das Volksernährungsgesetz war innerlich zusammengebrochen! Seine äußerliche endgültige Erledigung war nur noch eine Frage kurzer Zeit. Aber auch die Regierung, die die Bill ins Leben gerufen hatte, wurde ins Mark getroffen.

Vierundzwanzig Stunden nach dem Umschwung auf dem Union Square war die demokratische Partei erledigt. Die Nationalisten stürmten von Erfolg zu Erfolg. Die Wahl ihres Kandidaten war mit überwältigender Mehrheit gesichert.

Doppelnummern der nationalistischen Blätter gaben seinen Namen bekannt.

Es war O'Flinn, der Sekretär des Präsidenten.

Präsident Theodore Roberts erfuhr es, als er von seiner letzten Wahlversammlung zurückkehrte, bei der die Rednertribüne, zwei Minuten bevor er sie betreten wollte, durch eine im Holzwerk verborgene Höllenmaschine in die Luft geflogen war.

Am selben Abend verließ Roberts für immer das Weiße Haus. Die Zeitungen meldeten, daß er krankheitshalber aus dem Dienst geschieden sei.

Der Vizepräsident Mac Carthy übernahm die provisorische Leitung der Staatsgeschäfte bis zum bevorstehenden Schluß der Regierungsperiode. Seine erste Tat war die Rückberufung O'Flinns auf den Posten des Präsidialsekretärs.

O'Flinn leistete dem Rufe augenblicklich Folge. Von dieser Stunde an war er der führende Mann. Seine Arbeit machte sich sofort fühlbar.

Noch war die Volksernährungsbill nicht tot. Noch lebte der unverletzliche Buchstabe des Gesetzes, das Bell stützte!

O'Flinn zögerte keine Minute. Er wußte, was zu tun war. Er ließ sämtliche Ausgabefilialen, eine nach der anderen, schließen, „da die durch sie hervorgerufenen Tumulte den öffentlichen Besitz und das Leben amerikanischer Bürger bedrohten".

Der Hunger trat in seine Rechte.

Wüste Exzesse im Norden und Süden. Krawalle in Neuyork.

O'Flinn begab sich im Auto nach der Hauptstadt.

Läden waren zerschlagen. Schienen der Straßenbahn waren aufgerissen. Im Hafen, gegenüber der Battery, hatte ein Pöbelhaufe die schwimmenden Petroleumtanks der Standard-Oil Company in Brand gesteckt. Ein rauchender Flammenberg schwamm auf dem Wasser.

Der Name Bell erscholl in drohenden Tönen.

Patrouillen der Miliz waren aufgeboten. Flieger kreisten über der Stadt, um die Polizeidirektion drahtlos über die Bewegungen des Pöbels zu unterrichten. Der Batteryplatz war von 400 Soldaten mit scharf geladenen Mausergewehren umstellt.

Der Zerstörungsdrang heulte nach Befriedigung. O'Flinn hatte schnell seinen letzten Entschluß gefaßt: das P.F.A.-Building mußte geopfert werden! ...

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ein Hauptmann der Miliz erschien im Batterygebäude.

„Unverzüglich das Building räumen!" ..

Die Assistenten und alle übrigen Angestellten verließen die Battery unter militärischem Schutz.

Eine Viertelstunde später Verwirrung in der Polizeidirektion: Alfred Bell war zurückgeblieben! ..

Bell stand im Direktionszimmer des leeren Gebäudes. An der breiten Längswand leuchteten farbige Würfel. Eine Unzahl roter und blauer Würfel aus Metall, aufgereiht an Stäben wie die Kugeln einer Rechenmaschine. Jeder dieser Würfel, die elektrisch

Er lächelte.

Und er lächelte noch, als das Boot zischend in die Flammen der Öltanks schoß.

Dann verlor er das Bewußtsein.

Quellen-Angaben

Wider den Cortez ist entnommen dem Roman „Die dritte Kugel“ von Leo Perutz, erschienen bei Albert Langen, München.

Bürger Tassendieu ist eine Novelle aus dem Werke „Abenteuer und Magie“ von Karl Federn, verlegt bei Georg Müller, München.

Madame de Luzy stammt aus „L'etui de nacre“ von Anatole France, Verlag Calmann-Lévy, Paris, und wurde hier zum erstenmal ins Deutsche übertragen.

El Verdugo ist enthalten in den „Unheimlichen Geschichten“ von Honoré de Balzac, erschienen bei Georg Müller Verlag, München.

Die Béarnaise und Der Knicker finden sich erstmals im Novellenbande „Der verlorene Sarg“ von Wilhelm Schäfer, Georg Müller Verlag, München.

Revolution in Lübeck ist ein Abschnitt des Romans „Buddenbrooks“ von Thomas Mann, Verlag S. Fischer, Berlin.

Grubenaufruhr entnahm ich Zolas „Germinal“ mit Erlaubnis des Insel-Verlages, Leipzig.

Bauernrevolte entstammt dem Bande „Kaiserliche Kämmerer“ von Roda Roda, verlegt bei Schuster und Loeffler, Berlin und Leipzig.

Bürgerkrieg wählte ich aus Heinrich Manns Roman „Die kleine Stadt“, der bei Kurt Wolff, Leipzig, erschien.

Kohlenstreik in Pennsylvanien ist eine Episode aus dem III. Bande des Werkes „Der deutsche Lausbub in Amerika“ von Erwin Rosen, Verlag Robert Lutz, Stuttgart.

Pariser Maikrawall sind Szenen aus dem Roman „Bernards Versuchung“ von Alexander Castell, den Albert Langen, München, verlegt hat.

Der Verein wurde dem Buche „Der fliehende Felician“, Roman von Alfred Lemm, erschienen bei Georg Müller, München, nachgedruckt.

Die Massen sind Teile des Romans „Der Tunnel“ von Bernhard Kellermann, verlegt bei S. Fischer, Berlin.

Der Streik ohne Hunger endlich wurde aus Alfred Bratts Werk „Die Welt ohne Hunger“, Erich Reiß Verlag, Berlin, gewählt.

Autoren und Verlegern, die mich durch ihr freundliches Entgegenkommen bei der Zusammenstellung dieses Buches unterstützt haben, spreche ich herzlichen Dank aus.

Der Herausgeber



